



Berlin, den 8. Oktober 1898.

Der Fall Hohenlohe.

Herrn Björnsterne Björnson in München.

Verehrter Freund,
eben habe ich Ihren Offenen Brief an das deutsche Volk und den Fürsten Eitelodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, annoch Kanzler des Reiches, gelesen. Das Original war mir nicht zugänglich; da wir über den Dreifusshandel aber manchen langen Brief gewechselt haben, weiß ich, daß der Auszug, den ich las, Ihre Ansichten, Ihr Gefühl und Ihre Stimmung richtig wiedergiebt. Unser Briefwechsel brach ab — zu meiner Freude nur über die leidige affaire —, als Sie mich, im März dieses Jahres, unbefehrbar fanden und mir, grollend, aber noch immer mild und freundschaftlich, zuriefen: „So lange ich lebe, will ich für den Schwachen gegen den Starken, für den Mißhandelten gegen die Mächtigen Partei nehmen. Wie es zugegangen ist, daß Sie, lieber Freund, diesmal auf die andere Seite gekommen sind: ich glaube, daß ich es verstehe.“ Jetzt haben Sie öffentlich ausgesprochen, was Sie mir früher in der schönen leidenschaftlichen Erregung schrieben, die an Ihnen so liebenswerth ist; jetzt will ich antworten. Nicht als Vertreter des deutschen Volkes oder gar des Herrn, der den Titel des Reichskanzlers trägt — dazu bin ich nicht legitimirt —, sondern als Einer von Denen, die Ihr Aufruf erreichen und zur That rütteln soll. Eine persönliche Meinung, nicht mehr. In deutschen Blättern werden Sie wahrscheinlich schon gelesen haben, daß Sie als Politiker nicht ernst zu nehmen seien und als Gast in Deutschlands Gauen lieber stumm bleiben sollten. Diese Ansicht theile ich nicht. Sie haben als politischer Agitator für Ihr Vaterland erfolgreich gekämpft, Deutschlands Literatur schuldet

Ihrem Dichten, Ihrer Pfadfindertätigkeit Dank: ich wüßte nicht, weshalb Ihr Recht, über deutsche Politik zu sprechen, geringer sein sollte als das irgend eines Zeitungschreibers, den vielleicht nur der Schleier der Anonymität vor der Lächerlichkeit schützt. Mir scheint es gut, daß Sie offen gesprochen haben, denn ich liebe die Klarheit, auch die unbequeme, grausame, hasserfüllte, wie Sie, innig alles Vertuschen, Verhüllen, Verkleistern und will mich bemühen, daß auch wir Beide endlich zur Klarheit kommen.

Alsozunächst: ich stehe nicht, wie Sie meinen, „auf der anderen Seite“; ich bin nicht für Boisdeffre, Du Paty de Clam, Henry und Esterhazy, aber auch nicht für Picquart, Dreyfus & Co. Alle diese Herren sind mir vollkommen gleichgiltig; ich kenne sie nicht und weiß von ihnen nur, was in parteiisch redigirten Blättern stand, für mich also unkontrollirbar und fast völlig werthlos ist. Lessings Leitsatz: *Parcere miseris et debellare superbos* habe ich nach bester Einsicht stets befolgt; in unserem Fall aber sieht es mir nicht so aus, als ob Sie für den Schwachen gegen die Mächtigen kämpften. Ist die Plutokratie heutzutage etwa schwach? Und kämpft sie nicht in ganz Europa mit allen Mitteln, mit Kapital und Presse, mit einer vorher nie gesehenen Zähigkeit und Erbitterung für Dreyfus und seine Leute? Hat sie nicht sogar die Sozialdemokratie in ihre Nege zu ziehen verstanden, die doch Besseres zu thun haben sollte, als den Reinach und Clémenceau Hilfstruppen zu stellen? . . . Hier, lieber Freund, trennen sich schon unsere Wege: Sie sehen einen Kampf für das Recht, wo ich einen Klassenkampf zu erblicken glaube, den Kampf des demokratisch verummantelten Kapitalismus gegen den feudalen Militarismus. Wir werden uns darüber nicht einigen. Aber meinen Sie wirklich, daß die französischen Monarchisten, denen die Kompromittirung der Republik doch nur erwünscht sein könnte, so hitzig gegen das Dreyfus-Syndikat kämpfen würden, wenn sie nicht wüßten, nicht fühlten, daß der letzte Rest der feudalen Einrichtungen auf dem Kampffeld steht? Das Wort Syndikat ärgert Sie. Ich bin weit von dem albernen Glauben der Rochefort und Drumont entfernt, daß Alle, die für Dreyfus sechten, bezahlt und gemiethet sind. Den stärksten Beweis gegen diesen Wahn liefern Sie selbst: Sie sind ganz uninteressirt, sind auch nicht, wie Zola, nach Leipzig gefahren, um bei der günstigen Gelegenheit für eine deutsche Gesamtausgabe Ihrer Werke einen möglichst hohen Preis herauszuschlagen, und werden von der ganzen Geschichte sicher nur Aerger und Störung Ihrer Poetenmüsse haben. Aber die Sache ist fein und klug organisirt, Geldmittel, um willige Miethlinge

zu bringen, sind reichlich vorhanden und man darf um so ruhiger von einem Syndikat reden, als Syndikate ja auch für nützliche Zwecke geschaffen werden. Ein Syndikat nennt man jedes Konsortium, das eine bestimmte Operation durchführen soll oder will. Ich behaupte, daß in Paris ein solches Konsortium besteht, daß es den Zweck hat, die Ungiltigkeit der Verurtheilung des Herrn Alfred Dreyfus zu erweisen, daß es mit bewundernswerther Geschicklichkeit geleitet wird und daß die meisten fremden Berichterstatter, aus Neigung oder gegen Entgelt, ihm dienstbar sind. Ich behaupte ferner, daß für die Syndikatsklasse, wenn es nöthig ist, in allen europäischen Hauptstädten Hunderttausende, vielleicht Millionen zu haben sind und daß Leute, die für politische oder soziale Kämpfe nicht einen Heller hergeben, den Dreyfusards gern den vollen Beutel öffnen. In Alledem sehe ich nichts Furchterliches, nichts, was auch nur ernststen Tadel verdiente. Da die traurige Sitte herrscht, jedes Verbrechen eines einzelnen Juden der ganzen Judenheit ins Schuldbuch zu schreiben, ist es begreiflich und sogar löblich, daß die reichen Juden zu Opfern bereit sind, wenn es sich darum handelt, einen Semssohn von dem Makel des schimpflichsten Verbrechens zu säubern. Doch Sie rücken die Brille vom Nasenbein auf die gerunzelte Stirn, schieben die Kappe auf den Scheitel und blicken mich zürnend an; daß Dreyfus ein Jude ist, kommt, meinen Sie, gar nicht in Betracht und seine Stammesgenossen haben für ihn nicht das Geringste gethan. Auch hier trennt sich meine von Ihrer Ansicht. Wenn der Verurtheilte nicht ein Jude wäre, wenn nicht eine ganze, durch die Kraft und Festigkeit ihrer Kohäsion berühmte Masse für seine Unschuld wie für ihr eigenes Lebensrecht kämpfte, dann, davon bin ich überzeugt, hätten wir nie erlebt, was wir jetzt erleben. Unschuldige — oder sagen wir lieber: Personen, deren Schuld nicht klar und unzweideutig erwiesen ist — werden, auch wo nicht ein politisches Ressentiment die Gerechtigkeit beugt, auf dem Erdenrund ziemlich oft verurtheilt; jeder Jurist kann Ihnen aus seiner Erfahrung solche Fälle anführen. Fast nie aber ist es seit Voltaires und Hugos Tagen, seit die Hast des Streites um Futterplätze und Profite das Interesse an Rechtsfragen hinweggesetzt hat, gelungen, dem Schicksal dieser Unseligen thatkräftige Theilnahme zu wecken. Von Zietzen, von Schroeder haben Sie wahrscheinlich kaum gehört, obwohl diese Namen noch sogenannte sensationelle Fälle bezeichnen, denen unzählige öffentlich nie erwähnte an die Seite zu stellen wären, und gegen die unverhüllte Schamlosigkeit der italienischen Machthaber, die nach den mailänder Unruhen ohne die Spur eines bündigen Beweises ganze

Schaaren auf ein Jahrzehnt und länger ins Zuchthaus schickten, haben die selben Leute, die sich jetzt als Vertheidiger des Rechtes ausplustern, kein armes Wörtchen gefunden. Und doch verdienen die Regierungen, unter denen die Enkel der Römer seit Jahren seufzen, die Verachtung und Brandmarkung mehr als der französische Generalstab, selbst wenn er dem von seinen Beschdern grell hingepinselten Schreckbild gleiche, — schon weil sie, als Anarchistenzüchter, eine Gefahr für Europa bedeuten. Ein anderes Beispiel: der Panama-Scandal. Was damals an Korruption, an Zerrüttung aller Verhältnisse, an Verheerung des Volkswohlstandes enthüllt wurde, war am Ende doch auch nicht wenig. Wo aber blieb die Empörung, die unerbittliche Verfolgung der Schuldigen? Aus unseren liberalen Zeitungen konnte man kaum den Betrag der unterschlagenen und vergeudeten Summen erfahren; alle Einzelheiten wurden sorgsam verschwiegen, weil „die Sache schließlich ja nur Frankreich angehe.“ Die Antisemiten hätten, natürlich sehr falsch und sehr ungerecht, gesagt, alle Juden seien wie Cornelius Herz und Reinach und Arton, und so schien es besser, über die schmutzige Geschichte nicht allzu ausführlich zu reden. Jetzt liegen die Dinge anders: die bewährtesten Panamisten fechten mannhaft im Vordertreffen des Drehsusvolkes, die Möglichkeit winkt, an einem weithin sichtbaren Beispiel zu zeigen, einem Juden sei grausames Unrecht geschehen, — deshalb muß der letzte Mann und die letzte Feder aufgeboten werden, um Europa mobil zu machen, und deshalb wird über den auf die Teufelsinsel Verbannten seit einem Jahr mehr geredet und geschrieben, als in neunzehnhundert Jahren über die Verurtheilung des Nazareners geredet und geschrieben ward, dessen Prozeß doch auch zu allerlei schlimmen Glossen Gelegenheit gäbe. Wenn Sie am Tage Jom-Ha-Kippurim, wo beim Schofarschall Israels Schuldbuch zerrissen und der Sündenbock in den Abgrund gestossen wird, die strahlenden Gesichter der Männer und Frauen gesehen hätten, die auf dem Heimweg aus der Synagoge erfuhren, das Ministerium Brisson habe den ersten Schritt zur Revision gethan, dann würden Sie nicht mehr daran zweifeln, daß es sich um eine jüdische Sache handelt. Während des Prozesses von Tifza-Eslar rief der amerikanische Rabbi Moses die Mahnung über den Ozean, die Juden möchten endlich dem unheilvollen Wahn entsagen, es sei ihre Pflicht, für die Unschuld jedes irgendwo angeklagten Glaubensgenossen, ohne den Sachverhalt erst genau zu prüfen, mit einer lärmenden Kollektivbegeisterung einzutreten, als bildeten Israels verstreute Stämme heute noch eine zu einem Gesamtwillen geeinte Nation. Der Mahnruf ist leider echolos verhallt und

ich fürchte, daß die Folgen, wie auch der Ausgang des Handels sein möge, den Antisemiten mehr Freude bereiten werden als Jahwes verblendetem Volk.

Mir scheint also: es giebt ein leitendes Syndikat, eine alljüdische Erregung und einen durch diese Erregung geschürten Klassenkampf. Schon vor hundert Jahren sah Kant den Kampf zwischen Händlern und Kriegern voraus. Nikolaus der Zweite möchte ihn seinem dunklen Lande ersparen und der rasch vorschreitenden Industrialisirung des Riesentreiches die Hindernisse wegräumen. In Deutschland, dem alten Lande der Verzögerungen, glaubt man noch nicht an die Nothwendigkeit dieses Kampfes, hat man noch nicht erkannt, daß neben Elektrizität-Centralen Kasernen und Bureaukratenburgen alten Stils nicht mehr lange bestehen können. Im gallischen Experimentirbezirk der Weltgeschichte ist zwischen Soldaten und Händlern der Krieg ausgebrochen. Für Recht und Gerechtigkeit würden die Leute, die jetzt den Mund so voll nehmen, nicht einen Finger rühren; sie kämpfen für ihre Rasse oder für ihre Klasse und schmuzzeln vergnügt, da es ihnen gelungen ist, ihr betriebfames Wähen mit dem Glorienschein eines Kampfes ums Recht zu umgolden. Wie der Kampf enden wird, weiß ich nicht; wahrscheinlich hat der Mann richtig prophezeit, den ich von allen französischen Politikern am Höchsten schätze: Forain, der neulich einen feisten Bankier an seinen Geldschrank klopfen und ausrufen ließ: „Wer Das hat, behält schließlich doch immer das letzte Wort.“ Wie dem genialen Zeichner, so erscheint auch mir die Drenfusgarbe nicht als der schwächere, zu schützende, sondern als der ungleich stärkere Theil.

. . . Das Alles wird Ihnen gar nicht behagen. Sie lieben den schönen Schein, glauben, als Sonntagskind und geborener Optimist, an die unzerstörbare Gutartigkeit der Menschen und graben nicht gern die Wurzeln des Willens auf. Sie schätzen Hugo — nicht den prachtvoll schwärmenden Lyriker nur, nein, auch den Philosophen — höher als Schopenhauer, der in Ihren Augen nur ein „großer Verächter“ ist, und haben wohl nie die in Ihrem Landsmann und Freund Ibsen so mächtig wirkende Lust verspürt, mit gekrümmtem Finger die Werthe abzuklopfen, um zu sehen, ob sie hohl oder vollwichtig sind. Der Gedanke an den ökonomischen Unterbau, den oft nur ein bekränzttes Phrasengerüst dem Auge verdeckt, riecht Ihnen übel. Sie sind vielleicht der letzte ganz echte, ganz starke Romantiker. Deshalb verstehen die Opportunisten Sie nicht, deshalb wundern sich die Leute, daß Sie über allerlei Dinge reden, die nicht in Ihr Fach schlagen und nicht Ihr Interesse berühren. Sie erglänzen für die herrlichen Ideale der Freiheit und Wahrheit und hoffen, durch den Weckruf Ihrer in Begeisterung schwingenden Stimme

der Menschheit den Besitz dieser kostbaren Güter sichern zu können. Das Schauspiel so festen und frohen Glaubenens ist wundervoll; die Jugend soll es ehrfürchtig, neidisch, nicht aber in ironischer Stimmung, bestaunen und nicht etwa bezweifeln, daß Sie, im Gegensatz zu Ibsens schwindligem Baumeister Solnes, auf die von Ihrer Schöpferhand gebauten Häuser zu klettern vermögen. Pilatische Zweifelsfragen sind Ihnen fremd. Sie glauben brünstig an eine absolute, Allen wahre Wahrheit; und wenn Sie die irgendwo wittern, dann regt sich das Menschengefühl und winkt die Brüder und Schwestern herbei, auf daß sie des köstlichen Gutes theilhaftig werden.

Ihrem Offenen Brief haben Sie die Frage vorangestellt: „Wie weit gilt die Wahrheit?“ Sie fordern, im Namen der Wahrheit und Menschlichkeit, daß die Geschäftsführer des Deutschen Reiches öffentlich den Beweis für die Unschuld Alfreds Dreyfus und für die Schuld des Majors Esterhazy liefern, und Sie sehen in der Thatsache, daß diese Beweisführung vom deutschen Volk nicht stürmisch verlangt wird, das Symptom einer mindestens angefaulten Sittlichkeit. Mir scheint Ihre Frage nicht richtig gestellt; bevor man fragt, wie weit eine Wahrheit gilt, sollte man sicher sein, daß man auch wirklich die Wahrheit hat. Ich weiß: Sie glauben, sie zu haben. Aber Sie haben Herrn Dreyfus nie gesehen und nie gehört, waren bei seiner Vernehmung nicht anwesend und kennen die Akten seines Prozesses nicht. Andere, die dem Schauplatz des Kampfes näher stehen, sind von seiner Schuld eben so fest überzeugt wie Sie von seiner Unschuld, — zum Beispiel Herr Paul Déroulède, der zwar ein schwacher Dichter, aber, wie selbst seine Feinde zugeben, ein maßlos ehrlicher Mann ist. Und haben nicht auch Sie sich geirrt? Nach dem Zola-Prozess schrieben Sie mir: „Mein Eindruck ist: die Armeehäupter sind Fanatiker, aber ehrliche Menschen; am Meisten der Oberst Henry“, dessen Fälschung inzwischen entdeckt worden ist. So gehts mit den „Eindrücken“, die man nicht durch den Augenschein kontrolliren kann. So entstehen die „Wahrheiten“, in deren Namen Sie sittliche Forderungen stellen. . . . Aber wir brauchen uns bei der Frage nach der Schuld oder Unschuld der Herren Dreyfus und Esterhazy zum Glück nicht lange aufzuhalten. In Deutschland kennen nur ganz Wenige die französischen Gesetze und die Bestimmungen der Strasprozeßordnung, die Beweisaufnahme, die Indizien, der Akteninhalt sind allen Deutschen völlig unbekannt und es ist deshalb lächerlich, wenn bei uns mit der Miene der Unfehlbarkeit Urtheile über die dunkle Sache gefällt werden. Ich gehe aber noch viel weiter und

bekenne Ihnen hier offen: hätte ich mit eigenen Augen die Beweise für die Unschuld Ihres Schütlings geprüft und richtig befunden, dann würde ich noch immer, genau wie jetzt, wünschen und fordern, daß sich in Deutschland für Dreyfus keine Stimme erhebe, und würde jedes amtliche Eingreifen von unserer Seite für den schwersten politischen Fehler halten. Sie sind ob solcher Verruchtheit gewiß entsetzt. Beruhigen Sie sich: auch Sie haben mir vor zwei Stunden einen tüchtigen Schreck eingejagt. Was Sie in Ihrem Offenen Brief von dem Kanzler des Deutschen Reiches erzählen, hätte ich nie geglaubt, wenn nicht Sie und unser gemeinsamer Freund Franz von Venbach für die Wahrheit der Geschichte Bürgen wären.

Fürst Eshlodwig zu Hohenlohe hat in Venbachs Atelier gesagt: „Dreyfus ist unschuldig. Das wissen wir am Besten.“ Als Sie diese Aeußerung zum ersten Male mittheilten, wurde sie in officiösen Blättern als falsch bezeichnet. Der Kanzler des Deutschen Reiches hat ein schlechtes Gedächtniß; sein Kammerdiener, auf dessen Zeugniß er sich im Prozeß Leckert berief, war bei dem Gespräch mit Venbach nicht zugegen und so hat der alte Herr vergessen, was er damals sprach. Nun ist kein Zweifel mehr möglich: er hat es gesagt, hat auch den Namen des nach seiner Meinung Schuldigen genannt. Nicht etwa „streng vertraulich“, nein: wie man ausspricht, was Jeder wissen darf. So handelt der höchste, der einzig verantwortliche Beamte des Reiches. In dem Augenblick, wo im Nachbarlande die Leidenschaften bis zur Siedegluth erhitzt sind, plaudert er unbefangen aus, wer in Frankreich für Deutschland spionirt hat, wer nicht, und knüpft lächelnd eine historische Glosse daran. Denn — Sie verschweigen es nur aus Artigkeit, um dem freundlichen alten Herrn nicht noch mehr Unbequemlichkeiten zu schaffen, haben es im Privatgespräch aber bestätigt — er hat auch gesagt: „Die Franzosen werden es nie zugeben; es ist die selbe Geschichte wie mit Jesus, der ja auch unschuldig verurtheilt wurde“... In der Unterhaltung mit einem Bekannten läßt selbst der Weiseste wohl einmal ein unüberlegtes Wort fallen. Aber ein Diplomat, der politische Prokurist eines großen Reiches? Der geht hin und erzählt einem heißblütigen, geistig beweglichen Künstler Geschichten, die dem Verbreiter leicht eine Anklage zuziehen könnten? Ich will gar nicht erst lange forschen, ob der Fürst zu Hohenlohe überhaupt mit Bestimmtheit versichern kann, daß Dreyfus unschuldig ist. Der Polizeipräsident von Berlin hat vor Gericht als Zeuge beschworen, daß er die Namen der geheimen Agenten, mit denen seine Kommissare „arbeiten“, nicht kennt. Diese Agenten sind fast immer deklassirte Kerle, die nichts zu verlieren haben. Sollten Offiziere, die im Sold

einer fremden Macht spioniren, geringere Vorsicht walten lassen? Wird ihnen nicht das Ehrenwort darauf verpfändet, daß ihre Namen unter allen Umständen jeder Neugier verschwiegen bleiben? Auf diesen uneingeschränkt zugesagten Schutz hätte sogar ein Esterhazy noch Anspruch; auch von ihm müßte jeder deutsche Beamte, ohne zu zögern, sagen: „Wir haben mit ihm nichts zu schaffen gehabt.“ Dreyfus könnte mit einer Persönlichkeit verhandelt haben, die sich von solchen Erwägungen leiten läßt und den Verräther, was auch geschehen möge, nicht preisgibt; dann brauchte weder Herr von Bülow noch der Fürst zu Hohenlohe jemals seinen Namen gehört zu haben und er könnte dennoch schuldig sein. Aber selbst wenn die beiden Herren im Besitz der ganzen, sicheren Wahrheit wären: sind sie dann etwa befugt, sie in ihren Plauderstündchen gemächlich zu enthüllen?

Sie, verehrter Freund, sagen laut und deutlich Ja und fügen hinzu: „Nicht nur in stillen Plauderstunden, nein, öffentlich, vor Europas lauschenden Völkern.“ Die Wirkung wird, wie mir scheint, in beiden Fällen ziemlich die selbe sein. Oder zweifeln Sie im Ernst daran, daß die eifernden französischen Patrioten die Geschichte von dem Ateliiergehör für eine zwischen dem Kanzler, Venbach und Ihnen abgekartete Sache halten werden, die Sie, als ein unverdächtiger Ausländer, an die Oeffentlichkeit zu bringen beauftragt sind? Aber nehmen wir einmal an, der Fürst zu Hohenlohe hätte vom Bundesrathsjug aus eine seiner berühmten kleinen Reden verlesen und also zum Reichstag gesprochen: „Wir sind, wie alle anderen Staaten, gezwungen, in fremden Ländern Spione zu halten. Wir schicken Offiziere hin, die den Titel Militärattachés tragen und die Aufgabe haben, gewissenlose Leute zum Verrath am Vaterlande zu verlocken und ihnen gegen baare Bezahlung möglichst viele und möglichst wichtige militärische Geheimnisse abzulisten. Dabei geht es natürlich nicht immer sehr sauber und sänftiglich zu; der Zweck heiligt die Mittel und man darf, wenn man diese Verhältnisse gerecht beurtheilen will, weder an die Gebote christlicher Sittlichkeit noch an die Drohungen unseres Strafgesetzbuches denken. So verfahren wir auch in Frankreich. Und da ist nun leider der Falsche gefaßt und verurtheilt worden. Das läßt dem Gewissen der Verbündeten Regirungen keine Ruhe und deshalb erkläre ich hier feierlich, daß nicht Dreyfus, sondern Esterhazy der von uns bestochene Spion war. Das Beweismaterial, die geheimen Berichte des Botjchafters und der Militärattachés nebst den Quittungen des Bestochenen, gestatte ich mir, auf den Tisch des Hohen Hauses zu legen.“ So ungefähr möchten Sie

doch, nicht wahr? Und wenn das Hohe Haus von der Richtigkeit der Sache überzeugt ist: sollen die Aktenstücke dann in den Zeitungen gedruckt oder der französischen Regierung vorgelegt werden, der es gewiß nicht unwillkommen wäre, einen Blick in die Schwarze Küche unserer Spionagewirtschaft zu werfen? Spione würden wir zwar nicht mehr bekommen, aber wir bräuchten dann ja auch kaum noch Spione und Spionenwerber. Denn diese ganze Herrlichkeit könnte sich nur in einem Paradies zutragen, wo der Wolf friedlich neben dem Lamm grasst und die aus der Scholle Geschaffenen einander in einträchtiger Bruderschaft umarmen. Als Zola den Hernandichter höhnte, meinte er, Hugos Weltanschauung lasse sich in den Ruf zusammenfassen: *Montons dans le soleil et embrassons-nous!* Wir fehlen leider die Flügel. Glückauf zur fröhlichen Luftfahrt!

Wir Anderen, die auf der kalten Erde leben, müssen uns in die Zeit schicken, auch wenn sie uns arg scheint. Ohne Schwarze Küchen geht es einstweilen noch nicht. Das Heer namentlich ist ein vorsichtig zu behandelnder Organismus, den man mit seinen Mängeln, seinen besonderen Lebensgesetzen als ein Ganzes hinnehmen oder verwerfen muß und der, in jeder anderen Erwägung vorangehenden Interesse der Disziplin, die Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen nicht verträgt. In jeder Heereseinrichtung steckt ein — wie man annimmt, für die Völker nützlich — Stück Barbarei oder, wenn der Ausdruck wackeren Soldaten verlegend klingt, ein Stück Feudalismus, das sich den geschmeidigen Sitten, dem Spürsinn und der hastig umherwitternden Reugier unserer bürgerlichen Epoche nicht anpassen will. Mit den großen, tönenden Worten von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit richtet man da nichts aus, von den Menschenrechten wird in der Instruktionstunde, wie man mir sagt, niemals geredet und der herrlichste Wahrheitmuth fährt manchmal in den Dunkelarrest. Das Alles weiß der Kanzler des Deutschen Reiches. Er weiß auch, daß eine schmählich kompromittirte Heeresleitung gerade in Frankreich sich vor dem Zusammenbruch nur durch das oft schon in anderen Ländern erprobte Mittel eines kriegerischen Konfliktes retten kann, und ihm sollte nicht unbekannt sein, wie nah diese auch den Tapfersten schreckende Möglichkeit gerückt ist, seit den Franzosen allgemach die Hoffnung schwindet, noch lange die Russen in einem künftigen Kampf um das geschmälerte Prestige und die verlorenen Provinzen an ihrer Seite zu sehen. Trotzdem erzählt dieser einzig verantwortliche Beamte des Reiches Geschichten von Dreyfus und Esterhazy. . . Er ist Reichskanzler; und ich habe keine Sehnsucht nach neuen Anklagen.

Dieser Seufzer mag Ihnen sagen, daß wir doch nicht gar so stolz und verächtlich auf die französischen Zustände herabschauen sollten. Um die Freiheit der Rede wenigstens können wir die Nachbarn noch immer beneiden. Es ist nicht unsere Sache, die angeblich in aller Ruchlosigkeit vorkommenden und höchstens noch durch die panamistische Drehsfußgarde aus dem Schlamm zu rettenden Franzosen bessere Sitte zu lehren; wir haben im eigenen Hause genug zu thun, genug Kehricht von der eigenen Thür wegzufegen und das Geschrei, das seit Monaten über die Grenze schallt und jedes für uns wichtigere Geräusch überdröhnt, stört nur unsere Arbeit und nährt einen undeutschen Hochmuth. Sie finden, daß man in Deutschland nicht genug, ich finde, daß man viel zu viel von Drehsfuß spricht, — viel mehr, als in unserem Interesse wünschenswerth wäre. Im Feldlager gilt manche Handlung schon als Verrath, die in Friedenszeiten nicht allzu bedenklich erschiene; und zwischen Völkern, denen der nächste Tag einen blutigen Zusammenstoß bringen kann, sollte immer die strengste Vorschrift des Kriegesrechtes beachtet werden. Der Deutsche hat nicht zu entscheiden, ob Drehsfuß ein Verräther oder ein Märtyrer ist; aber er hat darüber zu wachen, daß nicht in sentimentaler Wallung oder in fremdem Interesse die vortheilhafte Stellung seines Vaterlandes leichtfertig geschädigt wird. Das, verehrter Freund, ist meine Wahrheit, die allerdings nur innerhalb der deutschen Landesgrenzen gilt. Sie haben die dankbarere Rolle, denn Sie vertreten die Sache der Menschheit und Menschlichkeit und künden eine Wahrheit, die zeitlich und räumlich unbegrenzt ist und in ewig gleicher Schöne noch über den wild bewegten Wassern schwebt. Sieht es solche Wahrheit? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß die Franzosen Ihre Wahrheit belächeln und einfach sagen: Esterhazy wird in Deutschland geschmäht, Drehsfuß wird dort verherrlicht, — also muß Drehsfuß, nicht Esterhazy, den Deutschen werthvolle Dienste geleistet haben. Weil ich Das weiß und die Verhegung zweier ohnehin von steter Kriegsgefahr bedrohten Völker mit Besorgniß sehe, deshalb habe ich da, wo ich stehe, den Platz gewählt und muß mir gefallen lassen, daß Ihnen der redselige Onkel Elnodwig, trotzdem Sie ihn tadeln, edler erscheint als Ihr

herzlich grüßender

M. S.



Das Ende der Sozialwissenschaft.*)

Sehr Professor Reinhold hat gegen den „gelehrten Sozialismus“ zwei Eisen im Feuer: das des alten Juristen und das des neu berufenen Ökonomen und Metaphysikers. Der Jurist Reinhold fertigt uns mit der Einrede unserer Inkompetenz, der nationalökonomische Metaphysiker Reinhold führt uns mit einer Mixtur aus Schopenhauer und Schelling-Hegel ab. Ich will zunächst die Einrede unserer Inkompetenz zurückweisen.

Nach Reinhold hätten wir bei den kleinen Differenzen, die sich in unserer Zeit zwischen Besitz und Proletariat, Kapital und Arbeit ergeben haben, überhaupt nicht dreinreden sollen, weil wir vom „Kampf um die Weide“ rein gar nichts spüren, weil wir die schweren Sorgen, die nach Reinhold die Besitzenden mindestens mit gleicher Schwere bedrücken wie die Besitzlosen, überhaupt nicht nachzuempfinden vermögen. Nun will ich gar nicht in Abrede stellen, daß wir „gelehrten Sozialisten“ am „Kampf um die Weide“ eigentlich nicht beteiligt sind; denn wir sind weder Wiederkäufer noch Nomaden, obwohl wir das Eine oder das Andere sein müßten, wenn wir den Kampf um die Weide an uns verspüren könnten; aber Reinhold ist das Eine oder das Andere auch nicht, — und so will ich mit dieser Vorstellung vom menschlichen Daseinskampf mich nicht schon hier befassen. Ich will seine Einrede unserer Inkompetenz ernstlich nehmen. Der Leser soll wörtlich davon Kenntnis haben, warum wir Alle vom fünfblättrigen Kleeblatt des „gelehrten Sozialismus“ von den sozialen Kämpfen der Gegenwart reden wie der Blinde von der Farbe. An der maßgebenden Stelle bemerkt Reinhold: „In einem nothwendigen ‚Kampf um die Weide‘ ist jeder Unbetheiligte inkompetent, wenn er bestimmen will, ob und wie dieser Kampf geführt werden soll. . . Im wirthschaftlichen Kampfe ist die Daseinsfrage gestellt; für jeden Betheiligten steht die Entscheidung auf dem Spiel, wie er in der tödtlichen Konkurrenz um das Leben sich selbst retten soll. Die Männer des gelehrten Sozialismus sind nicht im Besitz des Schlüssels zur Lösung dieses Schicksalsräthfels für den in das Kampfgetümmel Hineingestoßenen. Sie stehen abseits vom Strom und schauen von der olympischen Höhe der Betrachtung den mit den Fluthen Ringenden zu. Sie kennen weder den furchtbaren Ernst dieses Kampfes noch seine Technik. Die weit überwiegende Mehrheit der sozialistischen Gelehrten ist mit einem auskömmlichen Gehalt angestellt und der Sorge um das tägliche und weitere Brot entrückt. An festen Kalendertagen erhalten sie aus öffentlichen Kassen eine namhafte Geldsumme, die gerade den an innerlichem Leben reichen Angehörigen der Geistesrepublik

*) S. „Zukunft“ vom 1. Oktober 1898.

genügt und einen beruhigenden Wirthschaftsplan für die ganze Lebenszeit bis zu dem stillen Ende im Pensionszustande ermöglicht. Staat und Gemeinde, das ganze Volk erscheinen als Garanten ihres Lebens. Keine Handels- und Gewerbekrisis, keine Konkurrenz, keine Bankerotte oder böswillige Schuldner, keine Revolutionen in Technik, Dekonomie, Markt und Mode gefährden ihr Einkommen oder gar ihre Existenz, selbst ein Krieg wird sie selten außer Brot setzen. Alle die erwähnten Gefahren, die wie Nachtgespenster den kämpfenden Fabrikanten, Kaufmann und Handwerker durchs Leben begleiten, bleiben dem Gelehrten abstrakte Möglichkeiten für Andere, die seinen Gedankenkreis nicht stören. So mag er mit Behagen in dem sanften Strom 'jeunes matérielu' anprüchlos, 'over' gefahrten 'Lebens' dahin schwimmen. Der zum schmerzlichen Opfer Gezwungene muß gefragt werden; er soll die Wirkung der Theorie am eigenen Leibe spüren und hat als Sachverständiger jedenfalls mit zu entscheiden, ob man eine billige Selbstbeschränkung oder eine unmögliche Selbstvernichtung von ihm verlangt. . . Wenn die Theorie und der Sozialismus der Gelehrten in der angenehmen Lage ist, diesem schweren Kampfe nur zuzusehen, so ist es auch ihre Pflicht, nur zuzusehen und nicht ungerufen und ungerufen in den Streit hineinzureden. Ihre rein menschliche Anteilnahme an der Tragik des vor ihren Augen spielenden Dramas berechtigt sie nicht ohne Weiteres, in die Handlung auf der Bühne einzugreifen." In einem Zwischensatz wird dabei weiter bemerkt, daß der Gelehrte in seiner Privatwirthschaft eben so „prostituirlich“ sei wie irgend ein Fabrikant, daß er beim Erbtheilen u. s. w. den selben wirthschaftlichen Egoismus zeige wie der Mensch des Erwerbtlebens.

Wie ich das in der Vorrede schon angedeutet habe, ist es nicht entschlagen, weil Reinhold bei dieser Einrede unserer Inkompetenz sich von den größten Unvorsichtigkeiten hinreißen läßt, die seiner Grundauffassung, daß die Erde eigentlich eine Hölle ist, daß der Weltbespot Wille es sich bisher von der Lichtgestalt der hegelschen Idee eigentlich doch nicht hat anthun lassen, geradezu ins Gesicht schlägt. Wie kann es denn auf Erden eine olympische Höhe geben und warum sollen gerade wir, die wir für Reinhold nicht von der Lichtgestalt der hegelschen Idee verklärt erscheinen können, auf olympischer Höhe stehen? Und dann: wie kann uns Reinhold nur zumuthen, daß wir nicht dreinreden? Wenn der absolute Wille auch in uns verstreut ist: wie können wir es hindern, daß er nicht auch durch uns dreinredet, wie durch Reinhold? Ja, wenn es wahr wäre, daß wir „in die Handlung auf der Bühne eingreifen wollten“, was uns Reinhold andichtet, dann wäre es etwas Anderes, da wir für den Willen die Macht nicht haben; wir haben aber wirklich nur dreingeredet und mit keinem Wort den „zum schmerzlichen Opfer Gezwungenen“ das Mitreden vor den sozialpolitischen Ent-

scheidungen verbieten wollen. Die größte Unvorsichtigkeit bei seinem Einwand unserer Inkompetenz begeht Reinhold aber allerdings dadurch, daß er sich selbst das Mundschloß anhängt und in die gleiche Verdamniß der Unzuständigkeit mit uns hineingeräth. Reinhold selbst bezieht, wie ich annehmen darf, als Richter und jetzt auch als Dozent „an festen Kalendertagen ein Gehalt aus öffentlichen Kassen“, er hat wohl auch alle Aussicht auf „ein stilles Ende im Pensionstand“, es sei denn, daß er so wenig profitwüthig gewesen wäre, um Gehalt, Pensionanspruch und ein von seinem ehrenwerthen Verleger angebotenes Honorar auszuschlagen. Reinhold würde hiernach auf dieser schlechtesten aller Welten auch auf olympischer Höhe sich befinden, also „den Schlüssel zur Lösung des Welträthsels“, den wir zu besitzen nirgends behauptet haben, eben auch nicht in der Tasche tragen und also, gleich uns, nichts dreinzureden haben, — d. h. er hätte sein Buch nicht schreiben dürfen. Dieser Konsequenz wird er sich nicht entziehen können. Nun heißt es freilich uns armen Rathgebersozialisten gegenüber: Ja, Bauer, Das ist ganz was Anderes, woran man Reinholds Wahlverwandtschaft mit einer distinguirten Welt schon deutlich verspürt. Reinhold fährt nämlich (S. VI der Vorrede) wörtlich an: „Der Verfasser dieser Schrift (Reinhold) hat in den Wirren der Zeit von einem Standpunkt aus, der in voller Anschauung des kämpfenden Erwerbslebens und gleichzeitig über den unmittelbaren Interessen der Betheiligten liegt, einen festen Boden zu erringen versucht und sich verpflichtet gefühlt, die lebhaft ergriffene, von ihm als zwingende Wahrheit empfundene Erkenntniß auszusprechen.“ Weiß denn Reinhold, daß wir nicht auch „in voller Anschauung“ — was mich betrifft, in der unmittelbaren Erfahrung eines zehnjährigen Privatlohnendienstes und in der praktischen Verührung mit Geschäften jeder Art — also nicht auch „in voller Anschauung des kämpfenden Erwerbslebens und gleichzeitig über den unmittelbaren Interessen der Betheiligten einen festen Boden zu erringen versucht und uns verpflichtet gefühlt haben, die lebhaft ergriffene, von uns als zwingende Wahrheit empfundene Erkenntniß auszusprechen“? Wenn Reinhold, als er „das kämpfende Erwerbsleben anschaute“, wirklich „über den unbetheiligten Interessen“ stand, was ich ihm ohne Untersuchung glauben will, so ist entweder auch er zum Dreinreden nicht berufen, da er nicht unmittelbar interessiert war, oder wir konnten auch richtig „schauen“, da Reinhold uns bis jetzt nicht als stockblind erwiesen hat, und wir haben eben so das Recht gehabt, dreinzureden, wie jetzt der eintredgewandte Jurist Reinhold.

Eigentlich wäre ich berechtigt, hiermit Reinholds Einwand als abgefertigt zu erachten. Aber Reinhold hat für uns gelehrte Sozialisten nicht Bedeutung an sich, sondern nur wegen der Geltung, die er bei mächtigen Herren besitzen mag, und wegen des Eindruckes, den er bei ihnen mit seinem

Einwand unserer Inkompetenz politisch erzielen will. Ich für meine Person vermuthete, daß dieser Einwand den Kreisen ganz außerordentlich gefallen hat. Ich kann förmlich hören, wie diese Herren Reinholds Meinung, wir hätten in die heutigen Händel zwischen Kapital und Arbeit nicht dreinreden sollen, viel lieber nachreden und etwa sagen werden: „Die Kerle hätten das Maul halten können, es hat sie aber der Hafer gestochen; nun muß man ihnen den Futterkorb höher hängen, damit sie schweigen lernen.“ Da ist es denn doch wohl am Platze, nachzuweisen, daß die Männer nicht nur des gelehrten Sozialismus, sondern der Sozialwissenschaft überhaupt im weitesten Sinne — wonach auch die ganze im wissenschaftlichen Geiste gehaltene Publizistik von unabhängiger Gesinnung dazu gehört — keineswegs „in dem sanften Strom eines materiell gesicherten Lebens dahin schwimmen“, in dem uns Reinhold pätschern sieht. Wenn Reinhold vorläufig das eigenthümlich Unbehagliche unserer Situation bis jetzt noch nicht gemerkt hat, weil er ein Neuling unter uns ist, so wird er doch höchst wahrscheinlich es selbst noch erfahren, wie sehr er im Irrthum ist. Es ist gar nicht so, daß der „gelehrte Sozialist“, sei er Professor oder Publizist, nach seiner eigenen Lebenserfahrung kein Verständniß für die Leiden des menschlichen Erdenwallens überhaupt oder des im weitesten Sinne verstandenen „Kampfes um die Weibe“ besitzen und deshalb überhaupt sozialpolitisch gar nicht mitreden könne.

Angenommen, aber nicht zugegeben, daß uns „gelehrten Sozialisten“ von der Wiege bis zum Grabe Milch und Honig von selbst in den Mund geflossen wären, daß wir für die Existenz unserer Kinder, Enkel und späten Nachkommen „den Staat und die Gemeinde noch mehr zu Garanten“ hätten als irgend einer der „zu schmerzlichen Opfern gezwungenen“, „mit den Fluthen ringenden“ Kapitalisten- und namentlich Fideikommißbesitz-Familien Reinholds, so muß er uns doch zugeben, daß der Kampf um das Dasein nicht nur eine Balgerei um die materiellen Interessen bedeutet, sondern Kampf auch um alle möglichen ideellen Güter, für die Männer der Wissenschaft namentlich Kampf um die berufsmäßig zu erforschende und zu verwerthende Wahrheit; wer die Wahrheit kennet und sagt sie nicht, Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht. Was nun das Bekenntniß zur Wahrheit betrifft, so ist Niemand weniger auf Rosen gebettet als der Jünger der Sozialwissenschaft; und kein Zweig der Sozialwissenschaft ist in dieser Hinsicht so übel daran wie der der Nationalökonomie, wenn er sein Erkennen für die soziale Reform einsetzt. Der „gelehrte Sozialist“ der Gegenwart kommt mit den reizbarsten und mächtigsten materiellen Interessen in die schwersten Konflikte. Er erntet ein gerüttelt Maß Haß, Verleumdung, Spott, sogar Verfolgung und gesellschaftliche Achtung. Reinhold liebt es immer, Goethe zu citiren. Sollte ihn nur das eine Wort des Altmeisters unwahr dünken: „Die

Wenigen, die was davon erkannt, die, thöricht genug, ihr volles Herz nicht wahrten, dem Böbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt"? Ich meine: Das gilt besonders für die Pioniere der Sozialreform jeder Zeit; sie erhalten Streiche von allen Seiten. Ich zweifle nicht, daß unter jenen Großbesitzern, die nach Reinholds wörtlicher Anführung sechs Siebentel ihres Lebens „saure Wochen“ haben und von den „Nachtgespenstern“ der Besitzsorge bis zur Königstafel und bis in die dunklen Forstgründe der Hofjagd verfolgt werden, die sogar „mit den Fluthen ringen“, immer noch manche aufzutreiben wären, die die „Sozialisten“ hochnothpeinlich verfolgt, deren Schriften verboten und verbrannt, sie selbst von den Stellen gejagt und mit Weib und Kind ums Brot gebracht sehen möchten. Das ist nun freilich „dem Primat ihres Willens“ durch „die Wirklichkeit der Idee“ in der Geschichte — ich beziehe mich schon hier auf Reinholds unwiderstehlich siegende Metaphysik — theils versagt, theils nicht ganz gestattet, aber ein „Schwimmen mit Behagen“ ist denn doch schon unser wissenschaftliches Leben durchaus nicht. Wer wegen des ersten Angriffes auf den in der öffentlichen Meinung allmächtig gewesenen Optimismus der Sozialharmoniker und Nichts-als-Freihändler Jahre lang für einen Narren erklärt, wer als „gelehrter Sozialist“ wegen bloßer Belehrung darüber, was der revolutionäre Sozialismus ist, sofort der intellektuellen Miturheberchaft der Attentate Hödels und Robilings bezichtigt, auf den Index des Sozialistengesetzes gebracht, wer als „Sozialdemokrat im Ministerrod“ in öffentlichen Blättern der polizeilichen Maßregelung vorzugsweise empfohlen, bei edlen und liebsten Freunden, die er unter den besitzenden Klassen stets besaß, denungirt und angeschwärzt worden ist, hat es nicht gerade lieblich gehabt. Das aber ist mein Fall. Adolph Wagner ist es im Allgemeinen auch nicht besser gegangen. So ist es also nicht, daß keiner der „gelehrten Sozialisten“ von der Tragik menschlicher Daseinskämpfe auch nur eine Vorstellung hätte. Es ist wirklich keine Verirrung, wenn Pastoren und Kapläne, die am Krankenbett und in der Armenpflege von der Tragik des Lebens doch mindestens eben so viel erfahren wie ein Amtsrichter, überzeugt auf die Seite unseres „geräuschvollen Schwindels“ sich gestellt haben.

Reinholds Einwand unserer Inkompetenz fällt aber auch in Hinsicht auf materiell wirthschaftliche Sorgenfreiheit der Gelehrten haltlos vor den Thatfachen zu Boden. Der lernende, schreibende und lehrende Jünger der Sozialwissenschaft hat ebenfalls um seine und der Seinen Subsistenz zu ringen. Er lebt, ob er als Privatdozent oder als Publizist anfängt, wahrlich nicht sein Leben lang in olympischer Höhe von Nektar und Ambrosia. Es ist ihm ökonomisch meist sehr schwer, durchzudringen, wenn er einen Sad Geld weder geerbt hat noch heirathen will. Er sieht zwar nicht die Nacht-

gespenster, die nach Reinhold hinter den Besitzenden auf dem Lebensroß sitzen: *atra post equitem cura*. Steht er muthig zu den praktischen Ansichten, die ihm seine Wissenschaft eingiebt, so findet er nicht so leicht Anstellungen, Beförderungen, Verufungen, Zulagen. Böse Kritik versauert ihm stark genug das materielle Leben; und durch die Ringe, die nicht nur an den Börsen etabliert sind, vermag oft selbst der Beste und Bedeutendste nicht durchzudringen; er bleibt ohne Reinholds „ansehnlichen Gehalt aus öffentlichen Kassen auf feste Kalendertage“. Auch die berechtigten Kengstlichkeiten der Verleger werden von ihm nicht ganz spielend überwunden. Kurz: Reinholds Olympier von der gelehrten Sozialwissenschaft bekommt aus dem Kelch der materiellen Sorgen genug zu trinken, um in eigener Erfahrung die allgemeine Tragik des Lebens begreifen und jedem Anderen nachempfinden zu lernen. Daher erklärt sich auch die „Profitmuth“, von der wir Olympier des gelehrten Sozialismus wirklich oder doch in Reinholds Phantasie erfüllt sind, daher die Niedrigkeit, wonach auch wir eine Erbschaft antreten, wenn sie überhaupt vorkommt, und eine Mitgift der Gattinnen für die Kinder zu Rathe halten. Namentlich wenn ein solcher „gelehrter Sozialist“ den Mächtigen und Reichen nicht zu Diensten steht, ihnen sogar widewärtig wird, ist sicher dafür gesorgt, daß die materiellen Sorgen nicht, wie Reinhold meint, nur „abstrakte Möglichkeiten“ waren, sind und bleiben. Im besten Falle nimmt der „gelehrte Sozialist“ eine Mittelstellung zwischen dem Kapital und dem Privatlohndienst ein und ist deshalb besonders befähigt, die Tragik des Lebens für alle Träger irdischer Leiden zu verstehen. Ich für meinen Theil habe in unmittelbarer Nähe von Kindheit an den harten Daseinskampf der Lohnarbeit, des Schullehrers, des Handwerkers, des Kleinhändlers, des Zwergbauern, der Opfer des Wuchers, also die materielle Tragik der mit den Fluthen Ringenden erschaut und mitempunden. Ich habe nicht minder die entsetzliche geistige Armuth, Vertheit, Dede, Nichtbefriedigung, Sitten- und Charaktergefährlichkeit des extremen Reichthumes schauernd beobachten müssen. Nie habe ich die geringste Umwandlung blaffen Neides gegen den Großbesitz auch nur empfunden, geschweige irgendwo zur Berhetzung der Massen geäußert. In jeder Hinsicht lehne ich daher den Einwand unserer Unzuständigkeit für meine Person ab. Er trifft aber, so viel ich von den persönlichen Verhältnissen der anderen „gelehrten Sozialisten“ weiß, auch für sie nicht zu. Und so werden wir, wenn die neuesten Kathederpessimisten den Mund nicht halten können, auch ferner dreintreden dürfen und nicht warten müssen, bis Kapitalisten oder Arbeiter, Sozialreaktionäre oder Sozialrevolutionäre uns „rufen“, wie Reinhold wünscht.

Eins will ich schließlich gern einräumen. Wenn der Einwand Reinholds so begründet wäre, wie er es offenbar nicht ist, dann hätte Reinhold ein wirkliches Meisterstück im Nu fertig gebracht: er hätte in dem Augenblick,

da er einen Lehrstuhl der Sozialwissenschaft bestieg, den Beweis erbracht, daß der Jünger dieser Wissenschaft ganz Partei gewesen sein muß, um die Tugenden der Wissenschaftlichkeit entfalten zu können, oder daß Sozialwissenschaft überhaupt nicht getrieben werden darf. Die Besizenden dürften zur Sozialpolitik das Wort nicht ergreifen, weil sie die Tragik des Lebens der Nichtbesizenden nicht verspürt haben. Die Proletarier nicht, weil für sie die den Großbesiz verfolgenden Nachtgespenster nur „abstrakte Möglichkeiten“ sind. Beide nicht, weil sie das Zeug zu berufsmäßiger Sozialwissenschaft nicht besitzen. Alle Sozialwissenschaftler von akademischem Verus ebenfalls nicht, weil sie allen Parteien des Kampfes um die Weide gegenüber auf olympischer Höhe thronen. Das heißt: wer auch den Willen hätte, Sozialwissenschaft zu treiben — ein epigonischer Proudhon oder ein epigonischer Reinhold, ein neuer Lassalle oder ein neuer Marx, ein zweiter Bastiat oder ein zweiter Schulze-Delitzsch —, hätte die Bude für immer zu schließen. Und Reinhold müßte mit dem guten Beispiel vorangehen. Reinholds besondere Qualifikation zur Wissenschaftlichkeit ist eine Entdeckung, deren Originalität die „gelehrten Sozialisten“ ihm gewiß nicht streitig machen werden. Die Abschaffung aller Sozialwissenschaft aber wäre den Freunden Reinholds gewiß das Liebste.

Stuttgart.

Albert Schaeffle.



Verse.

Südliche Mondnacht.

Werden zu doppelter Lust nun doppelte Tage geboren?
 Ehe der eine versank, steigt schon der neue heraus!
 Herrlich in Salben und Glanz, gedächtnislos wie ein Halbgott,
 Deckt er mir Gärten und See zu mit erstarrendem Prunk
 Und der vertrauliche Baum wird fremd, fremd funkelt der Springbrunn,
 Fremde und dunkle Gewalt drängt sich von außen in mich.
 Sind Dies die Büsche, darin die bunten Gedanken genistet?
 Kaum mehr erkenn' ich die Bank! Die isst? Die lauert, hier?
 Aber sie isst, denn im Netz der fleißigen, winzigen Spinne
 Hängt noch der schimmernde Punkt! Komm' ich mir selber zurück?
 Als Dein Brief heut kam — ich riß mit zu hastigen Fingern
 Ungebuldig ihn auf —, flogen die Theilchen hinweg
 Von dem zerrissenen Rand: sie sprühten wie Tropfen dem Trinker,
 Wenn er zum Springbrunn sich drängt, um den verdürsteten Mund!

Ja, jetzt drängt sich heran und kommt über's Wasser geschwommen,
 Hebt sich mit lieblichem Aem rings aus dem Dunkel zu mir:
 Wie ein Entzauberter athme ich nun, und erst recht nun verzaubert,
 Und in der starrenden Nacht halt' ich den Schlüssel des Glücks!

Dichter und Gegenwart.

„Wir sind Dein Flügel, o Zeit, und halten Dich über dem Chaos.
 Aber, verworrene Zeit, tragende Kralle wir auch?“
 „Tröstet Euch, Dies ist von je. Und schaudert Euch, daß Ihr erwählt seid — :
 Schauernde waren mir stets Flügel und Kralle wie Ihr.“

Dichter und Stoff.

Aus der verschütteten Gruft nur wollt' ich ins Freie mich wählen:
 Aber da brach ich dem Licht Bahn und die Höhle erglüht.

Dichtkunst.

Fürchterlich ist diese Kunst! Ich spinn' aus dem Leib mir den Faden,
 Und dieser Faden zugleich ist auch mein Weg durch die Luft.

Eigene Sprache.

Wuchs Dir die Sprache im Mund, so wuchs in die Hand Dir die Kette:
 Zieh nun das Weltall zu Dir! Ziehe! Sonst wirft Du geschleift.

Spiegel der Welt.

„Einmal schon kroch ich den Weg“, im Mund eines schlafenden Königs
 Sprach's der gesprenkelte Wurm. „Wann?“ — „In des Dichters Gehirn.“

Erkenntniß.

Wüßt' ich genau, wie dies Blatt aus seinem Zweige herauskam,
 Schwieg' ich auf ewige Zeit still: denn ich wüßte genug.

Namen.

Viß heißt ein schäumender Bach. Ein anderer Name ist Goethe.
 Dort kommt der Name vom Ding, hier schuf der Träger den Klang.

Worte.

Manche Worte giebt's, die treffen wie Keulen. Doch manche
 Schlußst Du wie Angeln und schwimmst weiter und weißt es noch nicht.

Kunst des Erzählens.

Schildern willst Du den Nord? So zeig mir den Hund auf dem Hofe:
 Zeig mir im Aug von dem Hund gleichfalls den Schatten der That.

Wien.

Hugo von Hofmannsthal.



Aus Klingers Werkstatt.

Es liegt ein eigener Zauber über den Werken Klingers. Sie locken und reizen und scheinen den Beschauer zu bitten: Deute mich! Und dann verhalten sie sich wieder so spröde, fast abweisend, als ob sie in jungfräulicher Scheu ihr innerstes Wesen vor unseren Blicken verhüllen wollten. Wir ahnen, daß sich hier eine neue, noch nie gesehene Welt gestalten will. Was sich uns aber — wenn wir uns in des Künstlers Art und Schaffen liebevoll und geduldig versenken — von dieser neuen Welt nach und nach entschleiert. Daß betrachten wir mit Staunen und Verwunderung, manchmal sogar mit Kopfschütteln; denn gar Vieles erscheint uns ungewohnt und seltsam. Und da wir mit unserem Urtheil gewöhnlich nur allzu rasch bei der Hand sind, so kommen Manche aus dem Kopfschütteln gar nicht mehr heraus und wenden sich gegergt ab von dem Meister, den sie lieben möchten, wenn er nur ein Bißchen mehr Rücksicht auf sie und ihr Empfinden nehmen wollte.

Auch in diesem Sommer wurde Klingers Name viel genannt; denn der Künstler hat in diesem Jahr dem Publikum und den Kritikern besonders reiche Gelegenheit geboten, die Schärfe ihres Urtheils und die Haltbarkeit ihrer Theorien an seinen Werken zu prüfen. Er trat diesmal gleichzeitig als Bildhauer, Maler und Radierer vor die Oeffentlichkeit; und in jedem dieser drei Kunstzweige mit Arbeiten, die über das Maß des Gewohnten hinausgehen. Die Jubiläumsausstellung in Wien hat er mit seiner bekannten und einst wegen der realistischen Auffassung des Vorganges viel angefochtenen „Kreuzigung Christi“ und der neugeschaffenen Marmorfigur einer Badenden beschickt, im münchener Glaspalast ist das Kolossalgemälde „Christus im Olymp“ ausgestellt und außerdem sind sechs Blätter seines Radirzyklus „Vom Tode II“ als erste Lieferung des in zwölf Blättern geplanten Werkes erschienen. Das ist viel auf einmal.

Die „Kreuzigung“ darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Die Marmorstatue der Badenden habe ich, kurz bevor sie ihre Reise nach Wien antrat, im Atelier des Künstlers gesehen. Die Arbeit hat Klinger, wie die Zeitungen berichteten, die Große Goldene Oesterreichische Staatsmedaille eingetragen. Es ist ein wundervoller weiblicher Akt. Die jugendlich schlanke Gestalt hat den einen Fuß hoch aufgestützt und beugt den Oberkörper mit auf dem Rücken gehaltenen Armen leicht vor, als ob sie eben aus dem Wasser gestiegen sei. Die Haltung ist ungemein lebendig und dabei doch natürlich und ungenzungen. Alle Absichtlichkeit, alles Posiren ist vermieden und doch enthüllt die Statue dem Beschauer, besonders in der Seiten- und in der Rückenansicht, eine Fülle schöner Körperlinien. Die Gestalt scheint ganz in die Betrachtung des eigenen schönen Leibes versunken. Sie nimmt auf den Be-

schauer auch nicht die mindeste Rücksicht. Und trotz der kühnen Bewegung wirkt das Ganze doch nicht unruhig. Die Figur ist nicht polychrom zusammengesetzt, wie die Salome oder die Kassandra Klingers, sondern einfarbig aus einem Stück gearbeitet. Außer ganz leichter Tönung am Haupthaar u. s. w. läßt der Künstler diesmal nur den schönen warmen Ton des Marmors wirken.

Das Riesenbildwerk „Christus im Olymp“ hat schon im vorigen Jahr in der Kunsthalle der sächsisch-thüringischen Industrie- und Gewerbeausstellung in Leipzig berechtigtes Aufsehen erregt. Man hat dafür und dawider geredet und geschrieben. Mag jedoch die unsterbliche Zahl der Reunmalweisen noch so viel an dem Werk anzusehen und zu bemäkeln finden: die grandiose Idee des Ganzen muß alle kleinlichen Bedenken aus dem Felde schlagen; und Jeder, der vor dem Bilde gestanden und sich darein versenkt hat, wird den Eindruck mit sich nach Hause genommen haben, daß ein gewaltiger Geist in einem hochbedeutsamen Werk zu ihm gesprochen habe. Nur wer mit vorgefaßter Meinung kam, Dem hat es nichts gesagt; und wer es zu keinem anderen Urtheil als zu ein paar schlechten Wigen brachte, Der hat dadurch weder dem Bilde noch seinem Schöpfer, sondern einzig und allein sich selbst geschadet; denn er hat sich um einen reichen und erhebenden Kunstgenuß betrogen. Auch in München hat sich der Kampf für und wider erhoben. Zwar verhielt sich die Kritik meist abwartend; aber man wird doch Stellung zu dem Werk nehmen müssen, das sich schließlich trotz allen Anfechtungen — künstlerischen, kritischen und pöfischen — mit Ehren behaupten wird.

Am Wenigsten geräuschvoll tritt Klinger's dritte Gabe dieses Jahres in die Welt: die sechs herrlichen Radirblätter des zweiten Cyklus vom Tode, die als Publikation der Verbindung für historische Kunst in Berlin im Handel erscheinen. Die beiden Cyklen „Vom Tode“ bilden unstreitig das gewaltigste Radirwerk Klinger's. Die zehn Blätter des ersten Theiles erinnern noch an die Totentänze des Spätmittelalters und der Renaissance, da sie zeigen, wie der Tod in das Menschenleben eingreift, seine Opfer bei ihrer gewohnten Beschäftigung überfällt und sie rücksichtslos und unerwartet aus ihrer Umgebung hinwegreißt. Während aber diese älteren Totentänze gleichsam als Bußpredigten wirkten und durch direkten Hinweis auf den Sündenfall der Ureltern im Paradiese — die Szene wird vielen Totentänzen vorangestellt — den Tod als eine gerechte Strafe Gottes, als eine eigentlich widernatürliche Folge der Erbsünde erklärten, wendet Klinger den Gedanken ganz anders. Als moderner Künstler weiß er nichts von Sünde und ewiger Vergeltung im alten, naiven Sinne. Der Tod ist ihm einfach eine Naturnothwendigkeit, die endliche Vollendung jeder Lebensbahn. Wohl liegt etwas Häßliches, Gewaltfames und uns Allen im Innersten Widerstrebendes im plötzlichen Auf-

hören des individuellen organischen Lebens, aber es sind mehr die äußeren Begleiterscheinungen des Todes, die den modernen Menschen abstoßen, als die Idee des Todes an und für sich. Klinger steht hier noch unter dem Einfluß des schopenhauerischen Pessimismus; und so schließt er diesen älteren Zyklus mit der Sentenz: „Wir fliehen die Form des Todes, nicht den Tod; denn unsrer höchsten Wünsche Ziel ist: Tod.“

In dem zweiten, jüngeren Theile wird dieser Pessimismus überwunden und schwindet allmählich. Vom Sterben wendet der Künstler den Blick zum ewigen Werden. Der Gedanke: das Individuum stirbt, die Natur lebt; aus dem Tode erblüht ewig neues Leben, bildet das Grundmotiv des Zyklus. Schon daraus geht hervor, daß Klinger hier das Thema „Vom Tode“ viel weiter und tiefer gefaßt hat als im ersten Zyklus. Vom Sterben des einzelnen Individuums erhebt er den Blick zur Vernichtung ganzer Generationen und Kulturen und neben den leiblichen Tod stellt er den geistigen. Je kolossaler sich aber in seiner Phantasie das Feld des Todes ausdehnt, um so deutlicher erblickt er das sich aus dem Tode ewig neu gebärende Leben. Dabei wird der Stoff von Blatt zu Blatt immer mehr vergeistigt, das Thema immer mehr aus der körperlichen in die Gedankenwelt hinüber geleitet, immer mehr verklärt, so daß eine wundervolle Steigerung entsteht, die in dem berühmten Blatt „An die Schönheit“ ihren Gipfelpunkt erreicht. Von den zwölf geplanten Blättern enthält die erste Lieferung nur sechs — sie sind alle schon aus früheren Drucken bekannt —, von den übrigen sechs ist mir nur ein Blatt zu Gesicht gekommen, die anderen sind noch nicht ausgeführt. Dennoch gestatten schon diese fertigen Blätter einen Ueberblick über den Gedankengang des ganzen Werkes, da Ausgangspunkt und Schluß gegeben sind. In den ersten Blättern sollen die Massenernten des Todes geschildert werden, Krieg und Pestilenz. Als drittes Massenunglück erscheint dann das Elend, die soziale Noth. Die beiden ersten Blätter sind noch nicht vorhanden, das dritte aber, „Elend“, ist eine der ergreifendsten Schöpfungen klingerischer Griffelkunst. Es zeigt die Menschheit ins Joch gespannt, gleich dem Vieh, ein kolossales, reich verziertes Säulenkaptäl, dem das Reliefbild eines mit Lorber geschmückten Caesarentopses eingemeißelt ist, hinter sich herschleppend. Ungemein wirksam hat der Künstler den Augenblick einer kurzen Rast gewählt. An ihr Joch gebunden, sitzen die Unglücklichen, Männer und Weiber jeden Alters, auf der Erde und benutzen die kleine Frist, um in aller Eile ihr langes Mahl einzunehmen. Eine junge Mutter hat den Säugling an die Brust gelegt, während der neben ihr sitzende kräftige junge Mann, ganz dem wohligen Gefühl der Muskelabspannung hingegeben, dumpf vor sich hinsieht. Ein Alter, dem der geleerte Eßtopf entfallen ist, hält das lahle Haupt müde in die Hand gestützt. Weiter hinten bittet ein schon ganz

gebrechlicher Greis um Nahrung, indem er mit zitternden Händen seinen Topf emporhält und mit sehendem Blick zu der weiblichen Gestalt aufschaut, die Speise herbeigeschafft hat und nun den letzten Rest aus ihrem Kessel an das menschliche Zugvieh vertheilt. Noch weiter hinten fahren zwei dieser ins gleiche Joch gespannten Elenden keifend auf einander los. Auf den meisten Gesichtern liegt dumpfe Verzweiflung. Der faul auf dem Wagen sitzende Aufseher unterhandelt inzwischen mit einem jüdischen Hausirer; und ganz im Vordergrund ist die herkulische Gestalt des Treibers eben im Begriff, die Knute emporzuheben, um die menschlichen Zugthiere zu neuer Arbeit emporzupeitschen. Es giebt kaum ein ergreifenderes Bild menschlichen Elends und des geistigen Todes, den die Massen im Dienst der Gewalt erleiden. Und doch glimmt in diesem düsteren Gemälde ein schwacher Lichtstrahl. Der behauene Block, den die geknechtete Masse herbeischieben muß, soll zum Aufbau eines Prachtgebäudes dienen, soll einen Teil eines mächtigen Kunstwerkes bilden. So befruchtet der Schweiß der Elenden die Werke der Kultur. Die Persönlichkeit des Einzelnen wird erdrückt, aufgeopfert, damit das Ganze gebeihe . . . Noch mehr als die Schmerzen der misera plebs werden die Leiden einzelner bevorzugten Individuen, die zur Führerschaft der Menschheit berufen sind, der Allgemeinheit zum Heile dienen. Der Gelehrte, der Künstler, der Herrscher zehren sich auf, geben ihr Leben dahin im Dienste der Gesamtheit. Das sollen drei weitere Blätter darstellen, von denen noch keins in der vorliegenden ersten Lieferung erscheint. Den Höhepunkt dieser Selbstentäußerung bildet das freiwillige, bewußte Märtyrertum, die Selbstaufopferung im höchsten Sinn, in der unsere christliche Weltanschauung das welt-erlösende Prinzip erkennt. Diesem Gedanken ist ein herrliches Blatt gewidmet: „Die Versuchung“. Ein edel gestalteter Jüngling weist mit energischer Gebärde die ihm von einem lästern blickenden, äppigen Weibe angebotene Krone zurück. Es ist eine echt klingersche Umdeutung jener biblischen Szene, wo der Versuchter Christus auf einen hohen Berg fährt. Das Weib ist der Versucher. Es zeigt dem Jüngling auf der Bergeshöhe alle Reiche und alle Herrlichkeit der Welt. Die Krone soll ihm Macht und Reichthum verheißen, ihr eigener wollüstiger Körper lädt ihn zum Sinnengenuß ein. Doch der junge Aftet — halb Johannes der Täufer, halb Christus — wendet sich stolz ab und deutet entschlossen nach der Ebene hinunter. Dort unten wohnen die Menschen. Unter ihnen will er wandeln, will lehren und kämpfen und den Märtyrertod erleiden. Aus seiner Weltüberwindung, aus seinem Leiden und seinem Sterben, aus seiner Selbstentäußerung soll Segen erblühen für die kommenden Jahrhunderte.

Und immer mehr weitet sich der Blick des Künstlers, immer größere Zeiträume umspannt er. Da sieht er, wie ganze Kulturen dahinsterven und

wie schließlich auch die größte That bedeutungslos wird und der Vergessenheit anheimfällt. Dieses Gesicht schildert er in dem Blatt „Zeit und Ruhm“. Da schreitet der Genius der Zeit mit beflügeltem Fuß über die Erde hin, Alles, sogar den Genius des Ruhmes, in brutaler Rücksichtslosigkeit unter seinen Tritten zerstampfend. Das ist nicht mehr der Tod von Individuen und Völkern, es ist der Tod ganzer Kultur- und Zeitepochen, der Tod der Ideen und der „ewigen Wahrheiten“. Auch sie müssen dahinsinken und den Erdboden dängen, damit Raum werde für neues Leben. Und das neue Leben erblüht; denn die Natur ist unerschöpflich. Auf dem in seiner streng stilisirten Anordnung und in seinen Kontrasten ungemein wirkungsvollen Blatte „Mutter und Kind“, einer Komposition von allerhöchstem malerischen Reiz, sehen wir den Säugling auf dem im Sarge ausgestreckten Leichnam der Mutter lauern und mit großen, erstaunten Augen in die Welt hinaus blicken. Das Blatt macht einen so wunderbaren Eindruck, weil hier das ganze Werden und Vergehen, das ewige Erneuerungsgezet der Natur, auf die einfachste Formel gebracht ist. Und wie herrlich ist der Hintergrund des Bildes: das von reich verzierten Säulen getragene und doch so ernst wirkende Prachtthor, vor dem der Sarkophag aufgestellt ist, und die düsteren Bäume, zwischen deren Stämmen das ferne Meer erglänzt und in deren Mitte das junge zarte Bäumchen emporkwächst!

Hier enthüllt sich recht eigentlich die Modernität des Klinger'schen Gedankenganges im Gegensatz zur leitenden Idee der alten Totentänze. Der Tod ist überwunden, seine Macht ist gebrochen, doch nicht durch einen übernatürlichen mystischen Erlösungsgakt, wie das mittelalterliche Christenthum glaubte, sondern weil wir ihn als Naturnothwendigkeit erkannt haben und als den ewigen Schöpfer neuen Lebens. Das Häßliche an der Erscheinung des Todes bedeutet nur den Durchgang zu neuer Schönheit. Mit dieser Erkenntniß hat die Menschheit sich allmählich aus den Banden der Materie befreit, sie ist des Druckes der irdischen Vergänglichleit ledig geworden und darf nun den Blick zum ewigen Licht erheben. In diesem Sinn verstehen wir Klinger's Blatt: „Und doch!“, das uns einen nackten Riesen mit nach oben gerichtetem Blick und erhobenen Armen zeigt. Seine Füße stehen in Nacht und Grauen, umfrosen von Schlangen und häßlichem Gewürm; das Haupt aber trägt er hoch im Aether, vom Glanz der ausgehenden Sonne bestrahlt, der er begeistert entgegenschreitet. Ein Symbol der Menschheit! Ob der junge Menschheitriefe aber alles Himmelslicht und alle Schönheit einsauge in seine weit geöffneten Augen: mit den Füßen muß er fest an der Materie haften bleiben. Sie läßt ihn nicht los. Er bleibt den Befehlen des Stoffes und damit dem Tode unterworfen, wenn sein Hirn auch den Gedanken der Unsterblichkeit gebiert und die Ewigkeit zu ahnen vermag . . . Die Ewigkeit und Unendlichkeit

nicht nur zu ahnen, sondern gleichsam an sich selber zu erleben, vermag die menschliche Seele im Anblick der Schönheit. In der Schönheit vollzieht sich das große Mysterium des Einswerdens des Individuums mit dem All, und ein einziger Augenblick dieses Einswerdens wiegt Ewigkeiten auf. In der Schönheit fließen Materie und Geist, Tod und Leben, Zeit und Ewigkeit zusammen, sie ist die große Trösterin und Erlöserin, in ihrem Zeichen dürfen wir sprechen: „Tod, wo ist Dein Stachel! Hölle, wo ist Dein Sieg?“ Das ist der Sinn des herrlichen Schlußblattes „An die Schönheit“. Eine von der Sonne beschienene Halde. Zwischen alten, knorrigen, mit Schlingpflanzen bewachsenen Bäumen öffnet sich ein Ausblick auf das unendliche Meer. Ein jugendlicher Mensch ist in die Knie gesunken, überwältigt von der Erhabenheit des Schauspieles. Begeistert hat er das hüllende Gewand abgestreift, um sich frei in der Fülle des Lichtes zu baden und eins zu werden mit der großen Allmutter Natur, als deren Glied und Geschöpf er sich fühlt und die sich selbst in seinen Augen spiegelt. So schließt Klinger seinen gewaltigen Cyklus vom Tode, dessen Blätter uns nicht nur als herrliche zeichnerische Kompositionen ergreifen, sondern auch deshalb, weil hier Klinger sein künstlerisches Glaubensbekenntniß abgelegt und — als Dichter und Seher — die erlösende Formel gefunden hat, nach der unsere entgötterte Zeit voll Angst und Unruhe sucht. Sie enthalten also nicht nur das persönliche Glaubensbekenntniß des Künstlers, sondern sprechen zugleich das Credo des modernen Menschen aus, — und Das verleiht dem Cyklus und seinem Schlußblatt jenen geheimnisvollen, zwingenden Zauber.

Bann die noch fehlenden Blätter als zweite Lieferung des Cyklus „Vom Tode II“ erscheinen werden, ist noch unbestimmt und Klinger selbst giebt keine Auskunft darüber, kann keine geben; denn solche Werke lassen sich nicht „auf Bestellung“ schaffen, sie müssen werden, allmählich und langsam ausreifen. Und Klinger hat noch so viel Schönes und Großes vor. Das Kolossalbild „Christus im Olymp“ hat ihn sieben Jahre Arbeit gekostet. Während er diesen Riesenentwurf mit der ihn eigenen zähen Geduld und Beharrlichkeit ausführte, entstanden neue Pläne, andere, ältere Entwürfe reiften mehr und mehr aus, aber die Ausführung all dieser geplanten Arbeiten mußte so lange verschoben werden, bis das große Werk, das die physische Arbeitskraft Klingers ganz für sich in Anspruch nahm, vollendet da stand. Aber sobald die große Aufgabe bewältigt war, trat das zeitweilig Zurückgestellte wieder in seine Rechte und ohne Zögern nahm der Meister das eine und das andere Werk, früher Entworfenes und neu Ersonnenes, in Angriff. Besonders die Ausführung einiger plastischen Arbeiten — weibliche Figuren in verschiedenen, gleichsam im Fluge erhaschten oder auch in strenger stilisirten Stellungen, deren Gipsmodelle schon vorhanden sind — scheint ihn jetzt zu

beschäftigen. Die erste vollendete dieser weiblichen Figuren ist die vorhin erwähnte Marmorstatue einer Badenden. Aber auch große neue malerische Entwürfe bewegen seinen Geist; und vor Allem hat er sein größtes und merkwürdigstes plastisches Werk noch der Vollendung: sein Beethoven.

Von der regen und vielseitigen künstlerischen Thätigkeit Klingers können wir uns am Besten eine Vorstellung machen, wenn wir ihn in seiner Werkstatt aufsuchen, die er sich vor ein paar Jahren für seine Zwecke erbaut hat. Sie liegt am Eingang des leipziger Vorortes Plagwitz zwischen Villen und Gärten, mitten im Grünen und doch nur ein paar hundert Schritte von der Stadt entfernt. Die Nachbarvillen stehen alle vorn an der Straße, schön ausgerichtet wie Soldaten in Reihe und Glied. Nur bei Klingers Grundstück ist eine Lücke in der regelmäßigen Folge. Erst wenn wir durch das Gartenthor eintreten, sehen wir das freundliche, im französischen Stil gehaltene Haus, das ziemlich weit hinter der allgemeinen Häuserflucht, geborgen vor dem Lärm der Straße, traulich zwischen Bäumen liegt. Es besteht aus einem hohen Erdgeschoß und einem Mansardendach. Von den Schlusssteinen der Thür- und Fensterumrahmungen grüßen uns charakteristische, von Klinger gearbeitete Kopfmasken. Auf dem Rondell vor dem Hause liegen Marmorblöcke und steht eine Nachbildung der Badenden. Der Eingang ist an der Seite. Nach dem Vorgarten zu liegen die Wohnräume, an die sich an der von der Straße abgewandten Nordseite der Atelierbau anschließt. Hinter dem Grundstück fließt ein kleines Flüsschen vorbei, ein Arm der Elster, ich glaube, es heißt die Luppe, und über den Fluß hinaus blickt man über die Wiesen bis nach Lindenau und zu den Waldbäumen des Rosenthal's hinüber, die in der Ferne den Horizont abschließen. Hier hinten, zwischen Haus und Fluß, ist noch ein wunderhübsches Gartenstück, wo man von der Großstadt nichts mehr sieht und hört. Hier sitzt es sich abends gut, wenn hinter den Wiesen die Sonne untergegangen ist und auf dem Wasser in der Dämmerung die Ruderboote vorbeihuschen.

Wer, verleitet durch Abbildungen und Beschreibungen der Arbeitsstätten bekannter Künstler, wie sie unsere Familienblätter zu bringen lieben, sich unter Klingers Atelier einen Prunkraum vorstellen wollte, über und über mit Teppichen behängt, mit dunklem altdeutschen Holzwerk vertäfelt und mit riesigen Marktsträußen geziert, mit allerhand Raritäten vollgepfropft, kurz, ein mit allem Hitzekram des Theaters aufgepuytes Maleratelier, wie es sich die Phantasie des Kunstphilisters so gern ausdenkt, Der würde beim Betreten dieser Räume erstaunt und vielleicht etwas enttäuscht sein. Von sybaritischem Luxus ist hier nichts zu finden. Dafür drängt sich uns gleich von Anfang an das Gefühl auf: hier wird gearbeitet, streng und fleißig gearbeitet. Wir betreten zuerst eine Art von Vorzimmer mit einfachen, schmud-

lofen Wänden und in hellen Farben gestrichenen Thüren. Aber gleich erfasst uns eine feierliche Stimmung; denn da hängt an der einen Wand die große „Kreuzigung Christi“ des Meisters, an der anderen der eben beschriebene Cyklus „Vom Tode II“ und an der dritten, neben einer „Flora“ von Bocklin, sehen wir ein paar Portraitstudien des Hausherrn. Auch eine entzückende kleine Bronzearbeit ist hier zu schauen. Auf einem bunten runden Marmorpostament, dessen obere Fläche einen antiken Mosaikfußboden bildet, tanzen drei kaum spannenhohe Bronzefiguren um einen kleinen Amor herum, der in der Mitte auf einem unaussprechlichen Gefäß sitzt und die Trompete bläst. Alles ungemein leicht und lebendig bewegt. Man könnte fast glauben, daß die wunderbar graziöse kleine Gruppe der Phantasie eines antiken Bildners entsprungen und irgendwo in Pompeji ausgegraben worden sei.

Hier empfängt uns Klinger in seiner gewohnten einfachen und herzlichen Weise, denn er ist kein Freund von leeren Komplimenten, und führt uns ins Allerheiligste, in das eigentliche Atelier. Es ist ein großer, rechteckiger, ganz weiß getünchter Raum mit reichlichem Seiten- und Oberlicht. Alles ist weit, lustig, hell. Die ganze östliche Schmalwand nahm früher der „Christus im Olymp“ mit seiner Umrahmung ein und hier wird das Bild wohl wieder seinen Platz finden, wenn es von der Reise zurückkommt; nun ist die Fläche leer. Da Klinger jetzt hauptsächlich seine plastischen Arbeiten fördert, so sind nur ein paar in Del gemalte Akte im Atelier. Der ganze große Raum ist mit Werken der Plastik angefüllt. Da stehen Gipsabgüsse und farbige Modelle seiner bekannten vollendeten Werke, der Salome, der Sassandra, dann Gipsmodelle von Bildwerken, die erst in Marmor ausgeführt werden sollen, und angefangene Marmorarbeiten. Besonders zieht das farbige Modell des „Beethoven“ die Blicke der Besucher auf sich. Der überlebensgroße Oberkörper der Statue selbst ist schon in den Konturen erkennbar aus dem Marmorblock ausgehauen, während im Nebenraum der Bossatore beschäftigt ist, aus einem schön geäderten purpurfarbenen Marmorblock das Gewandstück in den Umrissen fertigzustellen. Dann stehen im Atelier noch andere angefangene Marmorwerke, an die der Meister die letzte Hand legt. An dem einem Seitenfenster sehen wir eine Radirplatte, die in Arbeit zu sein scheint. Mitten unter diesen werdenden Gestalten steht ein großes Bücherregal mit einer reichhaltigen Bibliothek; denn Klinger liest gern in den Abendstunden und folgt besonders auch der modernen Dichtkunst mit Interesse. Daß im Atelier des Schöpfers der „Brahmsphantasie“ auch ein Flügel nicht fehlt, ist selbstverständlich. Alle diese verschiedenartigen Gegenstände stehen in dem großen Raum bunt durcheinander, wie sie gerade gebraucht werden, ohne gesuchte und ausgeklügelte malerische Anordnung. Arbeit ist Leben; und gerade weil man hier die Arbeit, die rastlose und vielseitige Thätig-

keit des Hausherrn spürt, wirkt das Atelier in seiner ungesuchten Schlichtheit so behaglich. Die großen schönen Verhältnisse, der einfache weiße Anstrich, der den Raum zu weiten scheint, das Licht, das überall hereinströmt: das Alles läßt Einen leicht und frei aufathmen. Und wenn unser Blick über die Gestalten schweift, die des Meisters Phantasie aus dem Marmor hervorlockt und in feste Formen bannt oder in leuchtenden Farben auf die Leinwand wirft, so fühlen wir einen Theil jener hohen und reinen Fröhlichkeit auf uns übergehen, die alles Schaffen und Gestalten begleitet und die deshalb seit Urzeiten den Menschen als ein Attribut und ein Geschenk der Götter ersäien.

Das ist Klingers Welt. Hier lebt er, hier vergräbt er sich zwischen seinen Arbeiten; denn er hat in Leipzig nur wenig Verkehr. Wer sich aber diesen Künstler deshalb als einen mürrischen Einsiedler oder einen vergräbelten Sonderling vorstellen wollte, würde gewaltig fehlgreifen. Die kräftige, breitschulterige Gestalt, der charakteristische Kopf mit den kurz geschnittenen röthlichblonden Haaren, vor Allem das freie, natürliche Wesen des Meisters müssen jede solche Vermuthung von vorn herein lägen strafen. Und doch wird den klingerischen Radirungen immer wieder nachgesagt, sie seien „vergräbelt“, und seine Bilder werden, halb entschuldigend, halb bedauernd, als „Gedankenmalerei“ bezeichnet; fehlt nur noch die „Ideenmeißel“, dann ist das schöne Trio fertig. Wenn Einer Gedanken hat, so hat er doch auch das Recht, ihnen nachzuhängen, sie auszugestalten und seinen Mitmenschen mitzutheilen. Der Dichter, der Philosoph thut es in Worten, der bildende Künstler spricht zu uns in Formen und Gestalten: sie sind die natürlichen Träger der Gedankenwelt ihres Schöpfers. Und daß uns Klingers Werke in die Tiefe seiner Gedankenwelt blicken lassen, Das muß für jeden einsichtigen Menschen ihren künstlerischen Werth eher vergrößern als verkleinern. Denn nur der Künstler, der seiner Zeit Etwas zu sagen hat, der uns neue Ideen bringt, der neue Werthe schafft, gilt und wirkt für seine Zeit und für die kommenden Geschlechter, während die gedankenleere Form, und sei sie auch noch so schön, bald verblaßt. Der Begriff der Schönheit selbst ist wandelbar und läßt sich nicht auf Formeln ziehen; der lebendige Gedanke aber schafft sich seine Form und seine Formel ewig neu.

Es ist begreiflich, daß die bekannten Systematikerfragen: „Woran arbeiten Sie jetzt?“ „Welches Werk werden Sie zunächst vollenden und der Öffentlichkeit übergeben?“ „Wie weit sind Sie mit dieser oder jener Arbeit?“ „Was haben Sie sich dabei gedacht?“ u. s. w. Klinger, wie jedem wirklichen Künstler, der nicht sein Pensum abarbeitet, sondern gestaltet, wie ihn der Geist treibt, in der Seele verhaßt sind und daß er es besonders ungerne sieht, wenn geschäftige Reporter sich über seine erst in der Entstehung begriffenen Schöpfungen in der Presse verbreiten. Darin hat er Recht. Ein Werk,

an dem der Künstler noch arbeitet, gehört nicht in die Öffentlichkeit. Denn darin unterscheidet sich ja eben der Künstler vom Handwerker, daß er seine Werke nicht nach einem vorhandenen Typus „anfertigt“, sondern daß jedes eine Neuschöpfung darstellt, die in allen ihren Einzelheiten in der Stille ausreifen und auswachsen muß. Der Künstler arbeitet nicht nur, „es arbeitet“ in ihm, — und diesen geheimnißvollen Gestaltungsprozeß soll man so wenig durch frivole Neugier stören wie das Mysterium des weiblichen Zeugens und Werdens. Wer weiß, ob das Werk gelingt, ob es nicht durch einen tückischen Zufall vernichtet wird, ehe es vollendet ist, wer weiß, wie es ausfallen wird? Der Schöpfer selbst könnte darüber keine Auskunft geben; und der unbetheiligte, dem ganzen Werkprozeß fernstehende Kritiker soll sich darüber ein Urtheil anmaßen? Er wird seinem Publikum höchstens Vorurtheile einpflanzen können, günstige oder ungünstige.

Unsere Zeit ist stets nach neuen Reizen begierig, sie hat Gelüste, wie ein hysterisches Weib, sie verlangt Erdbeeren um Weihnachten, sie ißt am Liebsten unreife Früchte, und, statt sich an den fertigen Meisterschöpfungen der Künstler zu freuen, möchte sie in Entwürfen stöbern und Unvollendetes bekritteln. Das ist ihr ein frisson. Und den frisson, den leisen, wohligen Nervenigeln, liebt sie über Alles, weil es ihr zum wirklichen, robusten Genießen mit Geist und Sinnen an Kraft fehlt. Haltet Euch an die vollendeten Werke, wenn Ihr den Künstler kennen lernen wollt!

Man verzehe es mir deshalb nicht, wenn ich über die begonnenen Arbeiten im Atelier des Meisters schweige. Ich habe nur den „Beethoven“ genannt, weil die Kunde schon längst in die Welt gedrungen ist, daß Klinger an einer polychromen Beethovenstatue arbeite, die den größten Meister der Töne in der Stellung des Zeus, auf einem Throne sitzend, mit nacktem Oberkörper, einem Purpurgewand über die Knie gebreitet, den Adler zu seinen Füßen, darstellt. Auch hier will ich die Lust unterdrücken, auf Details einzugehen; doch brauche ich den Freunden Klingerscher Kunst nicht zu verschweigen, daß die Ausarbeitung des Werkes in Marmor rüstig fortschreitet. Ueber den Beethoven und die Idee einer Verbindung der Gestalt des Zeus mit der des neuzeitigen Komponisten ist schon Manches geredet und geschrieben worden. Auch hier fallen zuweilen die Worte „ergrübte Idee“ oder „Gedankenballast“; zum Mindesten findet man die Sache absonderlich. Ist der Gedanke wirklich so unerklärlich, so außer allem Zusammenhang mit dem bisherigen Schaffen Klingers? Gewiß nicht. Klinger hat in seinem „Christus im Olymp“ den ersten Zusammenstoß der christlichen mit der heidnisch-hellenischen Kultur geschildert, in seinem Zeus-Beethoven schildert er nun die innige Vereinigung und Verschmelzung beider Kulturen, die Sehnsucht der Renaissance, die sich in unserem Jahrhundert endlich anzubahnen schien und

sich hoffentlich im kommenden verwirklichen wird. Auch der Gedanke, gerade Beethoven mit dem Zeusstypus zu verschmelzen, ist nicht wunderlich. Ist nicht die Musik die ureigenste Kunst der christlichen Kultur? Warum sollte da der Künstler nicht den größten Heros der Musik wählen, als die Gestalt, die das christliche Kulturleben in seinem sublimsten künstlerischen Ausdruck am Reinsten verkörpert? Und hat nicht Beethoven nach seiner Neunten eine Zehnte Symphonie geplant, in der die Vereinigung des menschlich Schönen der antiken Welt mit der schönen Menschlichkeit der modernen Weltanschauung, die Verschmelzung des irdischen Schönheitideals mit dem himmlischen, gefeiert werden sollte? Hat da Klinger mit seinem Zeus-Beethoven nicht einen wahrhaft genialen Griff gethan? Der Tod hat Beethoven die Feder aus der Hand genommen, als er die Zehnte Symphonie schreiben wollte. Wer weiß? Vielleicht theilt sie uns Max Klinger.

Leipzig.

Hans Merian.



Der Strife der Geister.

Wieder ein Morgen, — ach, diese endlosen Tage! . . . Und wenn es dunkelte, würde er denken: wieder ein Abend, — ach, diese endlosen Nächte!

Aber gelebt muß sein, trotz den quälenden Schmerzen, trotz Fieber und Husten, um jeden Preis. Denn noch bezieht er sein schmales Gehalt: der Schulrath hat ja versprochen, die Pensionirung, so lange es irgend möglich ist, hinauszuschieben. Aber wie lange konnte ers? Auf Genesung war nicht mehr zu hoffen; und wenn nun der Tod seinen Widerstand bräche? Die klägliche Wittwenpension und die Zinsen von zehntausend Mark aus der Lebensversicherung, — sonst nichts, rein gar nichts für sie und die drei kleinen Kinder.

Da lag noch der Brief, der gestern vom Amtmann gekommen war: weil der Herr Oberlehrer doch leider, zu seinem größten Bedauern, so krank sei und sich seinen Söhnen, den Pensionären, nicht mehr mit der sonstigen, leider so nöthigen Sorgfalt zu widmen vermöge, so müsse er leider, zu seinem größten Bedauern . . . Der Rest verstand sich von selbst. An Erbs, an andere Pensionäre, war ja doch nicht zu denken.

Erst Sieben! Die Frau wird schon auf dem Markt sein, die Kinder allein unter Stephaniens Aufsicht; die ist nun acht Jahre alt, so brav und verständig. Ein Lächeln eilt über sein blaßes Gesicht. Nachher, wenn die Mutter vom Markt kommt, muß Stephanie in die Schule. Erna und Hanschen brauchen noch nicht. Und er darf nicht gehen, nie wieder! Was seine Klasse wohl macht?

Die Kollegen sind karg mit ihren Besuchen, sie murren über die vielen Vertretungen, die auf ihnen lasten; sie sähen es lieber, er nähme den Abschied, vom Amt oder vom Leben. Ein Kranz und ein schwungvoller Nachruf, — dann ist er vergessen; und Einer der Vielen, die längst ungeduldig warten, erhält seine Stelle. So, mit dem Tod um die Wette, zerren die Wünsche der Lebenden ihn in die Gruft. Er aber muß ihnen trotzen: er darf noch nicht sterben.

Ist denn nirgends ein Lichtblick?

Er klingelt und Stephanie kommt. Sie rückt ihm die Kissen und Decken, sie fragt, was er wünsche. „Sind Erna und Händchen schon auf?“ „Ich hab' ihnen eben ihr Frühstück gegeben.“ „Sie sollen mal kommen.“

Behutsam schleicht sie hinaus, auf den Zehen, und kehrt mit den Kleinen zurück. Er streichelt sie sanft; er darf sie nicht küssen. Erna ist zart und sehr blaß, sie hat etwas Mildes und setzt sich auch gleich auf den Stuhl, in schläfriger Haltung. Der Kleine bleibt neben dem Vater am Bett, mit großen, vielfragenden Augen. Wie weich seine blonden Locken sind!

„Hat Stephanie Dich gekämmt?“ „Ja, Vater, und auch gewaschen, ganz pflanzlich.“ „Das hast Du wohl gern?“ „Um, tüchtig. Du, hör mal, ist heute schon wieder ein Sonntag?“ „Nein, Montag.“ „Die Maurer sind aber nicht da! Ich will sie doch sehn!“ „Auf dem Neubau da drüben?“ „Ja, Vater. Jetzt wurde es gerade so fein, so hoch wie bei uns.“ „Drei Treppen! Und als ich mich legte, da stand noch das alte.“ „Sie sollen aber heute auch kommen!“ „Mama sagt: sie strifen,“ schiebt Stephanie ein, „was ist Das?“ „Sie wollen nicht arbeiten, weil . . . Doch Das versteht Ihr noch nicht. Ja, Strifen, — ich wollte, ich hätte es auch mal gekonnt.“

Die Kleinen verstummen; und ihn greift das Sprechen sehr an. Er kann nur den Blick von dem Söhnchen nicht wenden: so war er ja selbst gewesen, genau, als er klein war, vier Jahre. Es giebt noch ein Bild aus der Zeit: seine Mutter hat alle gesammelt von Kind an, ein Duzend vielleicht, und hat sie der Schwiegertochter vererbt.

„Händchen, Du kennst doch das Album?“ „Wo alle die Bilder drin sind?“ „Kannst Du das schon tragen?“ „Natürlich. Sollst mal sehn.“

Er trippelt geschäftig hinaus und Erna folgt still hinterdrein. Auch Stephanie geht: sie muß im Eßzimmer aufräumen.

Stolz kehrt Händchen mit dem Album zurück. „Komm, Junge, ich zeig' Dir die Bilder.“ „Ach ja!“

Er kanns nicht: der Kleine fragt ihm zu viel, er ist zu erschöpft. Der Kopf sinkt zurück in die Kissen, die Augen fallen ihm zu.

Händchen steht traurig dabei; er weiß nicht: was thun? Das Schweigen ist gar so bedrückend und dauert so lange. Da saßt er sich endlich ein Herz und streichelt die magere Hand: „Du, Vater?“ fragt er dunn leise. „Nein Kind?“ „Vater, — stirbst Du noch nicht bald?“

Ein Krampf durchwühlt seinen Körper, er preßt die Augen zusammen und doch bringen Thränen hindurch. Da weint auch das Kind und vergräbt seinen Kopf in die Decken. „Nein, Händchen, nein, nein, ich darf ja nicht sterben. . . Sieh, wenn ich sterbe, dann bin ich ja fort, ganz fort, — und Das willst Du doch nicht.“ „Ganz fort? Ist Das Sterben?“ Der Kleine blüht ängstlich und

starr. „Ja, Kind, Das ist Sterben.“ „Wohin denn? Wohin gehst Du fort?“ „Ich will ja noch nicht.“ „Aber dann? Mama hat zu Onkel Hermann gesagt, Du mußt sterben, ich hab' es ganz deutlich gehört.“ „So, — hat Mama Das gesagt? . . . Ja, weißt Du, Das hat sie wohl anders . . .“ Ein Hustenanfall unterbricht ihn, er kann nur dem Kleinen noch winken, zu gehen. Der schleicht sich hinaus und der Kranke ist einsam.

Der Anfall währt lange und nachher muß er sich ausruhen, so matt und entkräftet ist er. Erst als die Frau hereintritt, öffnet er wieder die Augen. Sie bringt ihm das Frühstück, Zwieback und Milch. Er rührt es kaum an.

„Kannst Du mir nachher was vorlesen?“ „Heute? Wir müssen ja waschen, es läßt sich nicht länger verschieben.“ „Vielleicht kann ich selbst ein Bischen. . .“ „Du weißt, was der Doktor . . .“ „Ja, ja.“

Sie will ihm das Album vom Bett nehmen. „Bilder ansehen darf ich doch?“ „Wenn Du magst.“ „Laß Dich nur nicht aufhalten.“ „Brauchst Du noch was?“ „Nein, danke. Die Kinder erzählten, daß heute auf dem Neubau gestreift wird.“ „Ach ja, es ist schrecklich. Sie haben auf heute gekündigt, alle in der ganzen Stadt, und auch von auswärts ist gar kein Ersatz da.“ Er nickt und sagt ernst: „Die halten zusammen. Da läßt sich was machen.“

Sie legt ihm die Hand auf die Stirn: „Hast Du Fieber?“ „Heute Morgen wohl wenig. Du brauchst nicht zu messen.“ „Kann ich jetzt gehen?“ „Du kommst wohl mal wieder.“ „Natürlich.“

Er seufzt und beginnt, im Album zu blättern. Dann stellt er es offen gegen die Wand, damit ihn nicht drückt. Da sind seine Bilder, die Galerie seines Lebens. Das zierliche Kind, der muntere Knabe, mehrfach, und hier der Student. Das war im ersten Semester, in Bonn. Begeisterung, Zuversicht, Kraft, aus Allem kündet sich an: aus den klugen, blühenden Augen, dem wallenden Haar, der straffen, fordernden Haltung. Das war der Jüngling, der Dramen schrieb und Gedichte, der Literatur und Geschichte studirte in freudigem Eifer und sicherem Glauben, ein starkes und nütliches Glied der Gesellschaft zu werden.

Danach der Soldat. Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges hatte er zwar noch nicht ganz das pflichtige Alter, aber er setzte es durch, daß er mitkam. Das war eine stolze, erhebende Zeit: man sang auf dem Marsch seine Lieder und vor Paris erhielt er das Eiserne Kreuz. Mit dem gab es wieder ein Bild. Wie kräftig die Hand auf dem Säbelgriff lag! Er verglich die jetzige traurig damit: Das war eines Sterbenden Hand. Seine Frau hat es ja ihrem Bruder gesagt, — er wußte es ohnehin längst. . . Dann kam eine Lücke: aus mehreren Jahren kein Bild. Denn noch vor Paris erhielt er die Nachricht vom Tode des Vaters, der Regierungsrath in Stettin gewesen war. Fünf Kinder und wenig Vermögen, so wenig, daß Alles der Mutter und den vier Jüngeren zukommen mußte: er war ja so weit, daß er sich zur Noth schon allein helfen konnte.

Soldat bleiben wollte er anfangs; es wäre auch wohl das Klügste gewesen. Doch allzu sehr zog es ihn wieder zum Studium hin. Seine Lehrer, an die er sich wandte, ermunterten ihn mit den anerkanntesten Worten, dem einmal erwählten Berufe getreu zu bleiben. Und dieses Zuspruches bedurfte es kaum: er fühlte die Kraft, dem Schicksal zu trotzen, zu zeigen, daß Fleiß und Begabung Herren sind über die Nothdurft der Welt. So kam nach dem Frieden

erst recht eine Zeit des Kampfes für ihn. Verwöhnt war er nicht, Privatstunden schafften ihm, was er brauchte, und wenn er auch bitter empfand, daß er einseitig wurde und geistig erstarrte, so hob doch ein männlicher Stolz seine Brust, als er, gleich nach der nöthigen Mindestzahl von Semestern, seine Examina glänzend bestand. Aus diesen Tagen war wieder ein Bild da: es sollte der Mutter die Sorge benehmen, daß er überanstrengt und krank sei. Aber es ließ sich nicht leugnen: die Züge verrathen schon hier, trotz dem sieghaften Blick, dem Keim seines späteren Leidens.

Und noch war die Zeit des Kampfes nicht vorbei. Er hatte, im starken Vertrauen auf sein Können, sicher erwartet, schnell eine auskömmliche Stelle zu finden. Man war ihm auch bestens gewogen, versprach ihm das Mögliche, aber zunächst kam das Probejahr ohne Gehalt, auch für ihn: denn daß er schon viel unterrichtet, daß er aus den faulsten und unbegabtesten Knaben sehr fleißige, tüchtige Schüler gemacht hatte und sein pädagogisches Können also bezeugt war, ging ja die Schulbehörde nicht an. Die kannte nichts als das Schema und das ängstliche Streben, sich innerhalb ihres knappen Etats zu halten. Es gab ja genug Kandidaten; warum ihre Arbeit bezahlen, wenn man sie umsonst haben konnte? Auch Das nahm er auf sich, er mußte es wohl, und gab außer zwanzig anstrengenden Schulstunden, die viele Korrekturen und Vorbereitung erforderten, wöchentlich vierzehn private. Deren nach einem Jahr: Das hatte der Schulrath doch ziemlich sicher versprochen. . . Aber aus einem Jahr ward das zweite und dritte, dann endlich die Anstellung; zweitausend Mark . . . Durfte er klagen? Mußten doch Andere noch länger warten.

Nun wäre es wohl ganz lieblich weitergegangen, mit einiger Rufe zu wissenschaftlicher Arbeit; ja, mancher poetische Plan, im Stillen gekeimt und gewachsen, hätte nun auch vielleicht Gestalt finden können. Aber . . . das Aber sah ihm aus dem nächsten Bilde strahlend entgegen: Verlobt!

War es denn gar so vermessend, daß er, ein siebenundzwanzigjähriger Mann, auch einmal herzliche Liebe empfand und sich nach bescheidener Häuslichkeit sehnte? War doch sein ganzes bisheriges Leben, seit dem Ausbruch des Krieges, nichts Anderes gewesen als Arbeit, Entbehrung und Opfer. Ja, wäre er damals dem Freunde gefolgt, dem kalten, verständigen, leidenschaftlosen! Der hatte ihm deutlich bewiesen: es sei ein unglaublicher Leichtsin, nichts weiter, es werde sein Untergang sein, das Ende all seiner Talente, Philistertum, Treitmühle, ewige Noth. Ja, ja. Doch er selbst, er hatte es Liebe und Himmel genannt. So war es auch anfangs gewesen. Obwohl es, schon ehe die Kinder und Krankheiten kamen, nie ohne Privatstunden reichte, fand er doch hier und da Muffe, durch wissenschaftliche Arbeit sich über das Einerlei des Unterrichtes zu erheben; es gelang ihm sogar, ein Drama zu schreiben, das auch, pseudonym, zur Aufführung kam. Die Kritiker waren einig: viel Geist, eine mächtige Sprache, aber gar keine Technik, durchaus keine Kenntniß der praktischen Bühne, also nur „ein der Beachtung nicht ganz unwürdiger Anfang.“ Er, — ein Anfänger! . . . Gewiß, die Kenner hatten ganz Recht, ihm fehlte ja wirklich, was sie vermiften, die Uebung, die Wache, Routine. Wie aber diese erwerben?

Die nächsten Versuche, zu denen die Zeit und die Stimmung nur mühsam erkämpft ward, mißlangen vollständig, nach seinem eigenen Urtheil, so daß

er kein anderes anrief, — und eines Tages mußte er hören, hören von ihr, die er einst als seine begeisterte Muse besungen: er solle doch lieber die Schreiberei ganz unterlassen und endlich Etwas thun, wovon seine Kinder was hätten. Die Worte hatten so häßlich geklungen, daß er sie seiner Frau niemals verzieh.

Er gab ihr im Sachlichen Recht: er konnte nicht hoffen, mit dem winzigen Bruchtheil von Zeit und Kraft, das ihm blieb, als Schriftsteller Beträchtliches zu leisten. Er fühlte ja selbst am Besten den schleichenden Tod aller Phantasie, aller Spannkraft des Geistes, und wie sich nun Alles erfüllte, was damals der Freund prophezeit hatte. Denn auch seine Lehrthätigkeit, so pflichtgetreu er sie übte, lastete immer schwerer auf ihm, die amtliche wie die private, und seine Gabe, die Schüler zu fesseln, sie mit sich zu reißen, ließ nach. Dazu kam die Noth, daß, je älter er wurde, die Zahl der jüngeren Lehrer sich mehrte, die einander und ihn im Preis des Privatunterrichtes unterboten: das Wachsen seines Gehaltes glich diesen Abgang nicht aus, dagegen ward Alles theurer und seiner Familie Bedürfnisse stiegen beträchtlich. Bei Pensionären kam auch nur wenig heraus, seine Frau vermochte die häusliche Arbeit kaum zu bewältigen, mit der einzigen Magd gabs ewigen Ärger und Wechsel, und was auch geschah, er fühlte: die Frau gab ihm Schuld, sie grollte beständig im Stillen und oft genug laut, daß er ihr und den Kindern kein besseres Schicksal bereite. That er denn nicht, was in seiner Kraft stand? Vielmehr, was über sie hinaus ging?

Dann kam seine Krankheit zum Ausbruch; dem seelischen Siechthum folgte das leibliche schnell. Jahre lang hielt er sich durch eisernen Willen aufrecht, doch nun lag er da, dem Tode verfallen und mit dem Bewußtsein, nicht sterben zu dürfen.

Er hatte das Album geschlossen, schon längst. Aus dem letzten Jahrzehnt waren keine Bilder mehr da. Er hätte auch keiner bedurft, um sich zu erinnern, wie Alles gekommen. Das war sein Leben. Das war es gewesen. Und nicht einmal etwas Besonderes. Ein typischer Fall, weiter nichts. Denn Viele litten wie er und sanken dahin, verflümmert im schambollen Kampf mit der leiblichen Noth.

... Dabei fiel ihm ein, was kurz vor seinem Zusammenbruch ein Schüler der obersten Klasse in einem Aufsatz geschrieben hatte. Das Thema war: „Solamnon miseris socios habuisse malorum.“ Während die Anderen sich in schwülstigen Phrasen ergingen, hatte der Eine, der Sohn eines Fabrikinspektors, dem abgegriffenen Wort eine neue Wendung gegeben. Er hatte geschrieben: die meiste Noth in der Welt sei nicht von Demen verschuldet, die unter ihr litten, sondern die Ursache liege fast immer in den Bedingungen, unter denen sie lebten; diese zu ändern, vermöge der Einzelne nicht; und darum sei es ein Trost, Gefährten im Leiden zu haben; denn im Verein mit einander vermöchten auch die Schwachen Großes zu leisten und jene Bedingungen zu ihrem Gunsten zu ändern. Das zeige die Arbeiterschaft. Der Aufsatz hatte ihn mächtig ergriffen; und heute, wo er sein Leben so klar überblicke, als sei es ein fremdes, ihm selbst nicht mehr eigenes, empfand er es bitterer und schärfer als je, daß er dieses Trostes nie theilhaft geworden und daß hier der Grund liegt, warum die geistigen Arbeiter in einer schlimmeren und hoffnungsloseren Lage als Die sind, für die man gewöhnlich allein den Namen „Arbeiter“ gebraucht. Denn was sich bei ihnen von selbst versteht, was Staat und Gesetz immer mehr anerkennen und was auch die Meinung der Welt allmählich doch würdigen lernt: daß sie in starkem, treuem

Verband nach Einfluß auf die Bedingungen streben, unter denen sie ihre Arbeit verkaufen, ihr einziges Gut. Das gilt von den geistigen Arbeitern nicht, auch dann nicht, wenn sie, wie Zene, nichts weiter besitzen als ihre Arbeitskraft. Denn unter ihnen sind Viele, die mehr als nur diese besitzen, und sie unterstützen das Vorurtheil, daß die Ehre der idealen Berufe sich nicht mit dem Kampf um das materielle Interesse vertrage. Und wenn sie es einmal schüchtern versuchen, mit einzutreten fürs Ganze, dann lassen sie sich durch Titel, durch Rangeshöhungen oder Versprechungen wieder zum Abfall bringen. So bleibt es dabei, daß Staat und Gesellschaft den Lohn der geistigen Arbeit einseitig bestimmen. Uner schöpft sie Reichtum an geistigem Arbeitsvermögen und grausam treiben sie Raubbau damit: mag's auch die Kraft vieler tüchtigen Männer nur halb genützt brechen, mag auch so manches Talent im Keim ersticken, — es ist ja Erbs ja, übergenug! Was wollen die Leute? Sie haben bescheiden zu dienen, es ziemt sich durchaus nicht, daß sie, statt die geistigen Güter des Volkes zu hüten, nach seinen leiblichen trachten, — und wenn sie darüber verhungern!

Der Kranke gerieth in wachsende Aufregung, während er diese Gedanken entrollte. Jetzt ballte er krampfhaft die kraftlosen Hände und warf sich mit drohender Miene empor; seine Augen flammten in glühendem Zorn. Er rang nach Luft und nach Worten, dann sank er leuchtend und zitternd zurück. So fand ihn die Frau und schickte erschreckt zum Arzt. Der erkannte die Krise und war nur überrascht durch deren plötzlichen Eintritt. Ob vielleicht Etwas passiert sei, worüber der Kranke sich aufgeregt habe? Nein, sie wählte nichts. Wovon sie gesprochen? Von nichts heute früh; er habe sich auch ganz ruhig verhalten und nur nach dem Strike der Maurer gefragt, — ja freilich, da sei es ihr doch schon gewesen, als ob er vielleicht phantasire, er habe so seltsam gesagt: „Die halten zusammen, da läßt sich was machen.“ Das könne es doch wohl nicht sein, erklärte der Arzt.

Doch als er am Abend zurückkam, gab er ihr Recht. Das Fieber war furchtbar gestiegen, der Kranke erkannte die Seinen nicht mehr und stieß unter heftigen Gesten, als redete er zu einer großen Versammlung, wirre, vereinzelte Worte hervor: Er sei ein Maurer, sie Alle, — der Strike der Geister: Das bleibe die einzige Rettung, — der Strike der Geister!

Drei Tage rang er noch so, dann war es vorbei. Stephanie suchte die Mutter zu trösten, Erna blieb stumm und Hänschen bestand unter zornigen Thränen darauf: der Vater habe ihm versprochen, er wolle noch lange nicht fort.

Die Kollegen widmeten ihm einen prächtigen Kranz und einen sehr schwungvollen Nachruf. Den hob die Wittve zum Andenken auf, in vier Exemplaren, für sich und jedes der Kinder. Und oft, wenn Mühfal und Sorge ihr Tagwerk erfüllt, wenn sie zum Abschluß ängstlich gezählt und gerechnet hatte, las sie noch spät mit thränenden Augen die schönen und immer noch trostreichen Worte: welche herrliche Kraft, welchen pflichttreuen Streiter der bittere Tod vor der Zeit dahingerafft habe, der Tod, dem wir Alle uns beugen. Doch warum er vor der Zeit sterben gemußt, Das sagte sie nicht: Das war, wie der Nachruf ausdrücklich bezeugte, der unerforschliche Rathschluß des Himmels.

Wir Diplomaten.

Am Juli dieses Jahres erhielt Jeder, der sich in Deutschland auf dem Gebiete der Geschichtschreibung einen Namen gemacht hatte, von der pariser Gesellschaft für diplomatische Geschichte durch den Grafen Larabe die freundliche Aufforderung, sich an einem internationalen Kongreß von Historikern zu betheiligen, der am letzten Augusttage im Haag zusammentreten sollte. Unterstützt wurde die Lockung durch eine glänzende Liste von Geschichtsfreunden, die ihre Anwesenheit in Aussicht gestellt hatten, durch ein Verzeichniß interessanter Vorträge, die man dort hören werde, und durch den Hinweis auf bereits gebildete Vandesauschüsse, von denen man weitere Informationen einholen möge. Als ich die zahlreichen Namen überlas, fiel mir sofort Zweierlei auf: erstens die Erscheinung, daß sich unter den Franzosen zwar recht viel Barone, Grafen, Marquis, Prinzen und Herzoge, dafür aber recht wenige Historiker befanden; wir werden sehen, daß sie den Charakter der Zusammenkunft entschieden hat. Zweitens glaubte ich, die Beobachtung zu machen, daß der so glücklich eingeführten Einrichtung des Deutschen Historikertages in der deutschen Sektion des internationalen Kongresses eine Art von Gegenstück geliefert werden solle. Um nicht als vor-ingenommen zu erscheinen, will ich die Namen der bekannteren Deutschen anführen, die ihre Theilnahme zugesagt hatten. Die Vorbereitungen für Deutschland lagen in den Händen des Geheimrathes Erdmannsdorffer (Heidelberg), der Professoren Max Venz (Berlin) und Georg von Below (Marburg); Vorträge hatten angemeldet: Baillet (Berlin), Gothein und Hüffer (Bonn), Radsfahl (Aiel) und Dietrich Schäfer (Heidelberg); außerdem wollten kommen: Hans Delbrück (Berlin), Finkle (Münster), Koser und Meinede (Berlin). Nun braucht man nicht die deutschen Historikertage regelmäßig besucht zu haben, um zu wissen, das auf ihnen das süddeutsche Element überwog, und um zu bemerken, daß es im Haag nicht so sein würde; und den Lesern gerade dieser Zeitschrift wird die Zusammenstellung der Namen Venz, v. Below, Radsfahl, Delbrück und Finkle auch ohne Kommentar verständlich sein. Man durfte in dieser Hinsicht auf den Verlauf des haager Tages besonders gespannt sein. Diese letzte Erwartung hat getragen; nichts Harmloseres gab es, was Richtung und Methode betrifft, als die deutsche Abtheilung. Auch Das hatte seine guten Gründe.

Deutschland ist das gelobte Land des Gelehrtenstandes. Jeder Vorzug pflegt aber einen Mangel im Gefolge zu haben. Im konkreten Fall ist neben einer gewissen Gutmüthigkeit, die sich Alles bieten läßt, vor Allem die Eitelkeit, die dem Gelehrten auch im höheren Alter noch anhängt und ihn dazu verleitet, ohne Rücksichten auf die Interessen Anderer seinem Ruhme zu fröhnen. Das Streben, seinen Namen gedruckt zu sehen, ist nirgends so verbreitet wie bei uns; und die selbstgefällige Meinung, daß ein neues Vorhaben keine Aussicht auf eine rechte Verwirklichung habe, wenn er selbst nicht seine Zustimmung dazu gegeben hätte, ist manchem deutschen Professor gleichsam angeboren. Das Ding geht einfach nicht ohne mich — : schwupp, wird der Name unter den Aufruf gesetzt, ohne daß in vielen Fällen daran gedacht wird, sein gegebenes Wort

eingulden. Nichts liegt mir ferner als die Absicht, deutsche Forscher von Ruf und Verdienst hier öffentlich blamiren zu wollen; deshalb will ich, so segensreich es auch vielleicht im Interesse späterer Kongresse wäre, davon absehen, die leider verhältnißmäßig große Zahl deutscher Gelehrten namentlich anzuführen, um deren Vorträge willen — ich habe Beweise dafür — Mancher die weite Reise unternommen hatte, nur, um grimmig enttäuscht zu werden. Jeder von ihnen möge sich selbst es sagen, daß die Reichfertigkeit, womit diesmal klangvolle Zusagen gegeben worden sind (eine *vis major* hatte nur die Wenigsten am Kommen verhindert), niemals wiederholt werden darf, wenn nicht der wohlbegründete Ruf deutscher Zuverlässigkeit, deutscher Treue empfindlich leiden soll.

Abgesehen von dem deutschen Bruchtheile, ist auch sonst und im Uebrigen die Wissenschaft sehr schlecht weggekommen; selbst das offizielle Drum und Dran eines Kongresses, was man unter dem Stichwort ‚Bergnügen‘ zusammenfassen darf, ließ stark zu wünschen übrig. Die Schuld daran trägt die erwähnte pariser Gesellschaft, die den Ausruf erlassen hatte, und in erster Linie ihr Generalsekretär, Herr de Maulbe de la Clavière, der von eignen Gnaden und im Winterüberzieher (er war immer *très-fatigué*) den Präsidentensitz usurpirte. Um dem Unternehmen eine möglichst bestechende Außenseite zu verleihen, hatte man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, an sämtliche Regierungen der Welt Einladungen zu schicken, mit dem Ersuchen, einen Forscher mit ihrer Vertretung zu betrauen. Das Vorlesen der Antworten, die darauf aus Nordamerika, England, Griechenland, Italien, Japan, Luxemburg, Mexiko, Rußland, von der Kurie, aus Schweden und Uruguay eingelaufen waren, bildete — 's ist kein Spott — den Glanzpunkt des Kongresses. Denn, um es kurz zu sagen: Historiker waren wir dort nicht, sondern Diplomaten. Wenigstens hatten sich die Herren Franzosen die Sache so gedacht; und Das haben sie auch in dem Grad erreicht, daß man uns im Haag (so weit unsere Anwesenheit überhaupt bemerkt wurde) „die Diplomaten“ nannte. Man konnte sich keinen größeren Kontrast vorstellen als den Unterschied zwischen den französischen und den deutschen Kongreßmitgliedern. Hier solide Wissenschaft und einfaches Auftreten, dort Dilettantismus (wenn auch hier und da nicht ohne Verdienst) und High life. Nun haben wir Deutschen uns nicht etwa schüchtern in den Ecken herumgedrückt; im Gegentheil: der Vorsitzende unserer Sektion ergriff in der Eröffnungssitzung nach dem französisch redenden Amerikaner als zweiter Ausländer das Wort und bediente sich dabei zu lebhafter Genugthuung der meisten Deutschen (der Berichterstatter der Frankfurter Zeitung in der Nummer vom dritten September bekundet freilich eine abweichende Ansicht) der Muttersprache. Und bei dem Empfange, den der niederländische Minister des Auswärtigen, Herr de Beaufort, in seinen schönen Privaträumen am Seebantage veranstaltete, waren von uns Alle erschienen, die in weiser Voraussicht kommender Dinge ihren Frack mitgebracht hatten. Also das fünfte Rad am Wagen haben wir durchaus nicht gebildet; dafür war schon unsere Zahl (etwa dreißig) zu imponirend. Aber ein engerer Verkehr zwischen den Vertretern der beiden Nachbarnationen wollte nicht zu Stande kommen. Von unserer Seite lag Dem von vorn herein ein gewaltiger Stein im Wege: das Mitgefühl mit den uns stammverwandten Niederländern, deren Gäste wir eigentlich hätten sein sollen, aber dank der Ungeschicklichkeit der Franzosen nicht geworden waren.

Das hing so zusammen. Um dem Kongreß eine würdige Heimstätte zu bereiten, hatte sich aus den Geschichtsprofessoren der Niederlande: den Herren Blof (Veyden), Bussemaker (Groningen) und den beiden Müller (Veyden und Utrecht), sowie Herrn Jonkheer Rochussen, der als Kenner des internationalen Rechtes dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten attachirt ist, unter dem Ehrenvorsitz des Herrn von Beaufort im Haag ein Landes- oder Ortsausschuß gebildet, der zunächst den pariser Hauptausschuß in beweglichen Tönen bat, mit Rücksicht auf die Mühen und die Abhaltungen, die durch die mit dem Regierungsantritt der Königin Wilhelmine verbundenen Feierlichkeiten gerade den Herren vom Auswärtigen Amt obliegen würden, von dem angelegtesten Termin absehen zu wollen. Als diese Bitte kein Gehör fand, hatten Bussemaker und namentlich Rochussen, der sich um die Zusammenkunft sehr verdient gemacht hat, wenigstens versucht, die üblichen Vorbereitungen, deren jede Veranstaltung eines Kongresses bekanntlich bedarf, zu fördern und dadurch, so weit es in ihren Kräften stand, ein Gelingen zu verbürgen. Aber wie man schon über die Köpfe der Belgier (Fredericq und Birene) hinweg die Sache eingeleitet hatte, so glaubte man in Paris, kein Läpfelchen der Leitung an Andere abgeben zu dürfen. Man werde am einunddreißigsten August im Haag eintreffen; Das genüge, um noch Alles zu arrangiren. Selbstverständlich waren von dieser Behandlung die Holländer wenig erbaut und ließen den Dingen ihren Lauf; es ist anzuerkennen, daß sie um des Ganzen willen überhaupt noch theilgenommen haben. Das laisser aller der Franzosen sollte sich rächen. Mag man sonst über die Leistungen des ersten internationalen Historikertages getheilte Meinung sein: darüber war man sofort einig, daß, soll die Institution fortbestehen, die allererste Bedingung die ist, daß die Leitung anderen Händen anvertraut wird. Darum setzte man schließlich auch die Berathung über die künftige Organisation von der Tagesordnung ab: man hätte ja sonst den Leitern die Wahrheit allzu grob ins Gesicht sagen müssen; und Das verbietet denn doch die internationale Höflichkeit.

Im Haag war nichts vorbereitet. Am Abend war man angeblich zum Konzert im Volk eingeladen: die ununterrichteten Kerberusse am Eingang ließen den ersten, der sich mit der übrigens reizenden Mitgliedskarte legitimirte, eine Stunde warten. Ferner sollte man Zutritt zum Kurzaal in Scheveningen haben: kein Mensch wußte dort Etwas von dieser Vergünstigung. Am Nachmittage des zweiten Septembers wurden wir mit Sonderzug nach Amsterdam geföhrt; als wir dort ausstiegen, waren wir uns selbst überlassen: von Honneurs oder Führung keine Spur, um von materieller Bewirthung ganz zu schweigen. Der Maghare Ovary, ein temperamentvoller Herr mit einem unersöhnlichen Rumänenhaß, erklärte offen, daß es im lezten walachischen Dorfe mit der Gastfreundschaft besser bestellt sei als in Holland. Ich erwähne Das ausdrücklich, damit nicht etwa der Vorwurf, geizig gewesen zu sein, den nicht zugezogenen Niederländern dauernd zur Last falle. Gewiß bejucht namentlich der Deutsche einen solchen Tag nicht in der Absicht, sich nach Kräften freihalten zu lassen, und keinem Menschen fällt es ein, solche Veranstaltungen zu erwarten, wie sie Rußland beim moskauer Geologenkongreß ermöglicht hatte; aber für etwas Zerstreuung nach der Sitzungen Last und Mühe muß unbedingt geforgt sein. Und Das war noch lange nicht das Schlimmste. Von einer Eintheilung in Sektionen, die einen schnellen Ueberblick über die zu erwartenden wissenschaftlichen Genüsse ermöglicht hätte, war nicht die Rede. So

unter der Hand, rein zufällig, verständigte man sich — nicht etwa vorher und bei Zeiten, sondern — nach der Eröffnung, wie man sich gliedern und wen man reden lassen wolle. Natürlich fielen dabei verschiedene Vorträge einfach unter den Tisch. Das war vielleicht kein großer Schaden; aber eine Rücksichtslosigkeit den Betroffenen gegenüber bleibt es. Wer einen internationalen Historikertag einzuberufen und leiten zu wollen die Kühnheit hat, Der muß auch dafür sorgen, daß die Herren, die von weither seinem Ruf gefolgt sind, befriedigt nach Hause zurückkehren. Das kostet natürlich Arbeit; persönliche Liebenswürdigkeit und verbindliche Worte genügen dafür nicht. Deshalb stelle ich schon heute die energische Forderung: daß, wenn wir überhaupt wieder und fortgesetzt international zusammenkommen wollen, mehrere Gelehrte, die in solchen Dingen Erfahrung besitzen, sich bald über die Schritte verständigen, die vor, nicht erst bei dem zweiten Kongreß zu thun sind. Und verspürt man in Frankreich keine Lust dazu, nun, so finden sich schließlich in Deutschland, Holland, Belgien und der Schweiz, in England und Schweden, in Italien und Ungarn Männer genug, deren Ernst dafür bürgen wird, daß ein wirklicher europäischer Historikertag zu Stande kommt. Die Diplomaten haben in dieser Beziehung ihre Unfähigkeit bewiesen.

Nach diesen mehr prinzipiellen Auseinandersetzungen sei es mir noch gestattet, eine knappe Charakteristik der Personen anzuschließen, die während des haager Kongresses durch Namen, Stand oder Vorleben am Meisten aufgefallen sind. Ich denke, man kennt nachgerade meine Art zu gut, als daß man über ein harmloses Beiwort, das zur Illustration der Persönlichkeiten geeignet erschien, sofort empfindlich wird. Auf der zweiten Mitgliederliste waren 111 Namen verzeichnet. Das markanteste Mitglied gehört dem weiblichen Geschlecht an: es war Marie Studolmine, verwitwete von Solms, Rattazzi und de Rute, die durch ihre bewegte Vergangenheit bekannte und interessante Enkelin Nuzian Bonapartes. Die von ihr herausgegebene Revue Internationale soll nach ihrer Behauptung in einer Auflage von 200 000 erscheinen: gesegnetes Frankreich! Als ein anderes Mitglied mit bonapartistischem Anstrich präsentirte sich der Schatten der Rattazzi, Graf Léon Esforge de Vitantval, aus dessen Feder in nächster Zeit ein dreibändiges Werk über Mac Mahon zu bewundern sein wird. Von der Folie dieses Pseudohistorikers hob sich als einziger wirklicher Geschichtschreiber Frankreichs der polnische Graf Waliszewski ab, ein Kenner Rußlands unter Peter dem Großen. Gut war England in Mr. Browning aus Cambridge vertreten: einem mit Bonhomie und Selbstbewußtsein ausgestatteten, das Amt eines Abtheilungsvorsitzenden mit Grazie zum Ausruhen benutzenden Manne mit fesselndem Gesichtsausdruck. Noch interessanter in dieser Hinsicht, der reine Renaissancekopf und ein echter Admer: so tauchte der gegen weibliche Schönheit durchaus nicht unempfindliche, feingebildete päpstliche Nuntius, Monsignore Larnassi, auf. Es ist doch etwas Eigenartiges um einen männlichen Charakterkopf der kaukasischen Rasse! Wie schwer ist dagegen, dem japanischen Typus sympathische Seiten abzugewinnen. Die in der verhältnißmäßig stattlichen Zahl von einem halben Duzend anwesenden Japaner waren zum Theil sehr nette Leute voll Geist und Gemüthlichkeit; aber unseren Begriffen somatischer Wohlgebildetheit entspricht ihr Kopf gar nicht: namentlich ist es ungeheuer schwer, auf den ersten Blick ihr Alter zu bestimmen. Die Amerikaner repräsentirte in außerordentlich eleganter Weise Dr. (spr. Monsieur, nicht Mister!)

Whiteley nebst Gemahlin: Beiden waren ausgesprochen feine Gesichtszüge, delikate Figuren und tadellose Toiletten eigen. Als eine Persönlichkeit, deren Aeußeres schlechterdings keinen Grafen verräth, lernten wir den Comte Marsy, den Präsidenten der französischen Archäologischen Gesellschaft, kennen; im gesellschaftlichen Verkehr zeigte wenig von französischer Art der bescheidene, freundliche Herr Salles. Besesselt zu erzählen mußte der frühere Gesandte und mailänder Senator Graf Greppi. Neben dem schon erwähnten Ovary, dessen Impetuosität durch die Heirath mit einer Neapolitanerin sicher nur verstärkt werden konnte, vertrat auf ruhigere Weise das ungarische Element der budapester Professor Lánosz. Einen von westeuropäischer Civilisation vortheilhaft gehobenen Russen stellte Herr Simson dar; ganz an ihrem alten Pops dagegen waren die beiden bekrüllten Chinesen hängen geblieben, denen wir bei Herrn de Beaufort begegneten. Späßhaft zu beobachten war dabei das süßsaure Lächeln, womit sie den japanischen Gesandten begrüßten. Die Rolle des Besiegten spielte nicht ohne Geschick auch der griechische Delegirte Nikelas. Als einen sehr liebenswürdigen Herrn, der das Deutsche leidlich beherrschte, entpuppte sich der stockholmer Archivar Westrin. Von den zu uns haltenden Holländern habe ich noch den gemessenen rotterdamer Doktor de Vintum zu erwähnen vergessen. Schalte ich hier unseren Gesandten am niederländischen Hofe, den Freiherrn von der Brinken, ein, der sich bei der Ministersoirée in liebenswürdigster Weise der natürlich mit dem Schlag allzu pünktlich als erste Gäste eintreffenden Deutschen annahm, so habe ich den besten Uebergang zu uns selbst gefunden. In einigermaßen imponirender Zahl waren wir erschienen, Das ist wahr; aber so annahmend waren auch wir nicht, die Geschichtswissenschaft (geschweige die Diplomatie) unseres Landes zu verkörpern. Den Deutschen Historikertag vertraten als seine regelmäßigen Teilnehmer eigentlich nur der immer freundliche und auch dem Jüngsten wohlwollend entgegenkommende, viel gereifte und an Erfahrungen reiche Karlsruher Archibdirektor und Geheimrath Dr. von Weech und ich; denn von den übrigen Herren hatten sehr wenige die deutsche Einrichtung auch nur vorübergehend kennen gelernt. Durch Ueberreichung von Sonderabzügen seiner — Das muß auch sein anhänglichster Zuhörer zugeben — äußerst trockenen Bismarckabhandlung*) machte ein Weilchen Hans Delbrück von sich reden. Mehr Aufmerksamkeit erregten die wundervollen Schmissse des münchener Privatdozenten Dr. Georg Preuß, eines alten Corpsters; auch der wiesbadener Dr. Meinardus und der hamburger Archivar Boasch, ehemalige Burschenschaftler, erweckten dadurch angenehme Erinnerungen an die frühliche Studentezeit, um die uns andere Nationen beneiden. Ihre aber haben wir besonders durch den ausgezeichneten, deutlich gesprochenen und deshalb auch den in großer Zahl gespannt lauschenden Ausländern verständlichen Vortrag Gotheins eingelegt; der Dank, den Professor Blof dem Redner votirte, ehrete die gesammte deutsche Wissenschaft.

Leipzig.

Dr. Hans F. Helmolt.

*) Man vergleiche dazu die Abhandlung „Richelieu und Bismarck“ von Karl Peters: Die Gegenwart XVII (1880), S. 401.



Selbstanzeigen.

Christlich-Germanisch. Betrachtungen eines Idealisten aus Anlaß des kaiserlichen Kreuzzuges. Leipzig, Friedrich Fleischer.

Der Hauptzweck meiner Schrift ist, für eine deutsche Nationalkirche Propaganda zu machen. Der äußeren Einrichtung der Stämme muß eine innere folgen. Ohne die Verständigung auf geistigem Gebiet ist die Gründung des Reiches nur Stückwerk. Große Völker sind in ihren glänzendsten Epochen stets religiös einig gewesen und haben aus ihrer Volkreligion Begeisterung und Widerstandskraft geschöpft. In Deutschland ist die religiöse Begeisterung auf dem Gefrierpunkt. Materielle Interessen stehen im Vordergrund. Aber wenn nicht alle Zeichen trügen, gehen wir einer religiösen Zeit entgegen. „Schaffe Er mir mehr Religion ins Land!“ soll Friedrich der Große einem hohen Geistlichen gesagt haben. Der Ruf ergeht auch heute wieder. Er wird bestätigt durch den Kreuzzug des Kaisers. Es ist zwar nur ein protestantischer Kreuzzug. Aber den deutschen Katholiken kann es nur lieb sein, wenn ihre Interessen im Heiligen Lande von mächtigerer Hand geschützt werden als von der der französischen Republik. Mit dem französischen Einfluß muß auch in Palästina ausgeräumt werden. Das Ziel ist: größere Annäherung der katholischen Deutschen an ihre protestantischen Brüder und größere Entfernung von ihren romanischen Glaubensgenossen. Von da bis zur Schaffung einer Nationalkirche ist es nicht mehr weit.

Harold Arjuna.



Von der glücklichen mecklenburgischen Verfassung. Berlin, H. Walther.

Frei von jedem parteipolitischen Standpunkt und durch keinerlei Rücksichten gebunden, konstatiere ich in meiner Streitschrift einmal offen die Sinnlosigkeit und Gemeinschädlichkeit besonders des allgemeinen gleichen Wahlrechtes und weise im Anschluß daran nach, daß Mecklenburg durchaus nicht ein zurückgebliebenes oder überhaupt ein Schmerzenskind der großen Mutter Germania ist und nur einen schlechten Tausch machen würde, wenn es seine — zwar nicht vollkommene — ständische Vertretung mit einer modernen Abgeordnetenkammer vertauschen wollte.

P. Sincerus.



Graphologie und gerichtliche Handschriften-Untersuchungen. Schrift-Expertise.) Unter besonderer Rücksicht auf den Fall Dreysus-Esterhazy. Mit 17 Handschriften-Proben, darunter Facsimiles des Vorderaus und zweier Original-Briefe von Dreysus und Esterhazy. Paul List, Leipzig.

Unter Anknüpfung an den Fall Dreysus wird die auch in Deutschland herrschende gerichtliche Schriftexpertise einer kritischen Betrachtung unterzogen. Die zahlreichen Aufsätze des bekannten Berliner Graphologen W. Langenbruch, aus dessen Feder die „Zukunft“ ja noch kürzlich den geistreichen Aufsatz „Dreysus-Graphologen“ brachte, haben bereits in praktisch anschaulicher Weise die Reform-

bedürftigkeit der gerichtlichen Schriftexperte auf der Grundlage graphologischer Prinzipien überzeugend dargethan. Es fehlte jedoch bisher eine selbständige Arbeit, die das Problem einer Reform der gerichtlichen Schriftexperte auf graphologischer Basis in systematischer Weise entwickelt und zeigt, wie den Forderungen nach einer wissenschaftlichen Behandlung, in Analogie zu den übrigen Zweigen des Expertenwesens, gerecht zu werden ist durch Einrichtung von Universitätsvorlesungen über Gerichts-Graphologie. Die prinzipiellen Ausführungen werden in „Vier Thezen“ am Schluß zusammengefaßt.

München.

Hans G. Bujje.



Juliette Faustin. Von E. de Goncourt. Deutsch von Wilhelm Thal.

Als man den greisen Edmond de Goncourt vor zwei Jahren ins Grab senkte und die mehr oder weniger gehässigen Nekrologe dem Dahingefahrenen bestätigten, daß er auch „Einer“ gewesen sei, da waren es vor Allem zwei Werke, die zu heftigen Polemiken Anlaß gaben: „La fille Elisa“ und „La Faustin“. Die „fille Elisa“ hat in Deutschland trotz der heißen Fürbitte einiger süddeutscher katholischer Blätter, der Staatsanwalt möge sich das Sündenwerk näher ansehen, ihren Weg gemacht und liegt bereits in fünfter Auflage vor; „La Faustin“ ist eben erschienen. Auch in diesem Werke findet man die Vorzüge und Schwächen Edmonds de Goncourts: die Fülle der „documents humains“, die sichere Charakteristik, die „eigene“ Sprache, den mit Bildern überladenen Stil, der dem deutschen Uebersetzer große Mühen verursacht, und den Mangel an Handlung. Wohl in keinem seiner Werke hat Goncourt seine Meinung, qu'un romancier est un historien des gens qui n'ont pas d'histoire, so schroff durchgeführt wie in der „Faustin“, die den späteren Dramaturgen eine reiche Fülle von Material über die Eigenart des Theaterlebens der siebenziger Jahre liefern dürfte.

Wilhelm Thal.



Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwicklungsgeschichte der Liebe.

Mit Buchschmuck von Müller-Schönfeld. Eugen Diederichs, Leipzig.

Mein Buch verdankt seinen Ursprung einer praktischen Erfahrung. Wenn man einmal zehn und mehr Jahre im intensivsten modernen Leben — im literarischen wie im sozialen — mitgeschwommen ist, so hat man sein gut Theil Weisheit über das Problem Weis und die großen aktuellen Liebesfragen der Kulturmenscheit zu hören bekommen. Viel dummen Quark, aber auch manchen Goldgedanken. Mir ist aber immer so gewesen, als fehlte eine ganz bestimmte Stütze an bestimmter Ecke. Ein gewisser naturwissenschaftlicher Unterbau fehlte, ohne den oben doch Alles mehr oder minder in der Luft stand. Es passirte mir wohl, daß ich jetzt in eine Arbeiterversammlung gerieth, wo die Frauenfrage mit einer bestimmten Parteifärbung, aber jedenfalls sehr ernsthaft öffentlich behandelt wurde. Gleich danach kam ich in einen unserer großstädtischen Kreise von feinsten ästhetischer Bildung; auch da ging's, wenn schon etwas beweglicher und loser, über die selben Probleme her und die Theorien sprühten. Und endlich am selben Abend fand

ich mich wohl noch zu ein paar ganz engsten Freunden von bester Auslese, — und nun sollte das Gespräch nochmals in der selben Bahn umher. Wie viel gute Intelligenz leuchtete aus diesen drei Bildern, in Summa wie viel Hübsches, Feines, Zukunftsliches in all den Debatten! Und doch überall die selbe Lücke! Ueberall mit Energie moderner Standpunkt. Darwinistisch angehauchte Ideen. Alles ausgepielt auf Entwicklungen, Naturgesetze, auch der Mensch ein Naturprodukt, die Frau eins, die Liebe eins. Alles so brav. Man glaubte nämlich so felsenfest, daß man auf dem Boden bewußt stehe. Und nun eine einfache Frage über Embryologie, über die Geschlechtsverhältnisse im Thier- und Pflanzenreich, über das große, in diesem Problem so unendlich fruchtbare Gebiet der modernen Zellenlehre: kaum Einer, der auch nur das Simpelste hier kannte. Alle diese Menschen waren nicht prübe im armsäligen Sinn. Sie wollten vorwärts, wollten zur Wahrheit, wollten in den Vollbesitz der geistigen Erweiterung hinein, die ihnen das Jahrhundert bot. Und doch dieses Manko. Die Folgen waren natürlich böse. Thatsächlich beantwortete man die schwersten Liebesfragen doch so, als sei der gute Urmenich eines Tages vom Himmel gefallen. Von der wahren Entwicklungslinie in der Liebe, in der Ehe, in der Stellung des Weibes, in dem ganzen Erneuerungsvorgang des Menschen von Generation zu Generation sah man nichts, weil man die grundlegenden Thatsachen nicht hatte, die eigentlich in jedem physiologischen und zoologischen Lehrbuch stehen. Aber man las in diesen Kreisen keine Lehrbücher, konnte sie unmdglich lesen, da sie schlechterdings nicht für diese Kreise geschrieben waren. Ein gewisses Niveau erotischer Schundliteratur kam nicht in Betracht, pflegt auch von dem wahren Material so gut wie nichts zu enthalten. Ein paar echte, ausgezeichnete Versuche zu allgemein sachlicher Darstellung aus Meisterkreisen der Forschung hatten auch den Bann nicht gebrochen; sie waren noch zu schwer gewesen. Ein einzelnes Buch, das unendlich verbreitet worden ist, wie das bekannte von Mantegazza, gab allerlei leicht lesbare Betrachtungen und Sentenzen, ließ aber gerade das Thatsachengerüst aus, um das es sich handelte, und hat so nach der Seite, die ich meine, ganz und gar nicht genügt, abgesehen noch vom Werth oder Unwerth der Reflexionen, die es enthält. Von öffentlicher Belehrung in Schulen oder schulenähnlichen Instituten ist des Stoffes wegen bei uns heute noch nicht die Rede. So lagen die Ursachen der großen Lücke deutlich genug da, eben so deutlich wie die Schäden.

Aus solchen Erwägungen und Erlebnissen kam mir die Idee eines Buches, das wenigstens eine Auswahl jener naturwissenschaftlichen Grundthatsachen einmal nach völlig neuer Methode darlegen sollte. Ohne jeden Versuch irgend einer Systematik, im allerklärlichsten Plauderton, wie wenn eine Gesellschaft vernünftiger Menschen aus jenen Kreisen sich zusammengefunden hätte und Einer nun versuchte, ganz in ihre Sprache, ihren Ton, ihre mehr oder minder ästhetischen Bedürfnisse und Stimmungsfärbungen hinein Etwas von jenem zähen Sauerzeug tiefgründiger Forschung zu übersetzen. Der Stoff ist an sich gewiß farbig genug. Bunte Liebesabenteuer aller Art aus der Thierwelt, vom einzelligen Urwesen bis herauf zu Spinne oder Tintenfisch. Die tausendundeine Methode, mit denen die Natur gewisse Probleme durchgesiebt, verworfen, verwandelt, verbessert hat. Eine geologische Perspektive über Jahrtausende fort hinter all dem Spul der Gegenwart. Und eines Tages aus Alledem heraufsteigend der Mensch, bis in

seine heutigen sozialen und Frauen- und Moralfragen hinein überall noch bepackt mit den Eierschalen dieser wunderlichen Vergangenheit. Die intimsten Liebesdinge dieses Menschen heute noch, im hellen Licht des neunzehnten Jahrhunderts, völlig durchspinnen und beherrscht von uralten Fügungen und Entwicklungen bis zur Ur-Liebe jener einzelligen Urwesen an verschollenem Strande zurück. Und gewisse philosophische Anschauungen das Alles verknüpfend, vergeistigend, bis auch ins Barockste, Pückerliche hinein die ewigen Sterne strahlen . . . Mir ist als das Schwierigste dabei die Form erschienen. Ich sagte eben: es galt, zu übersehen. Ich weiß wohl, daß die Meisten unter Popularisiren etwas viel Harmloseres verstehen. Aber deshalb ist auch das meiste Popularisiren danach. Man denkt sich, es genügt, wenn man die trockenen Wissenschaftsdinge breiter druckt, die Ziffern möglichst klein, das System ohne Klinea. Für mich heißt Popularisiren einfach: die Dinge ganz umgießen. Sie müssen in eine Kunstform umgegossen werden, nach ästhetischen Wirkungsgesetzen. Und vor Allem müssen sie in Bilder gebracht werden, mit starker Phantasieanspannung. Der Chemiker schreibt H_2O an die Tafel; für den Laien muß das Wasser rauschen. Wir stecken heute Alle noch in den Kinderstühlen vor diesem Umdenken, erst die Zukunft wird den Weg ganz finden. Eine Zukunft, die überhaupt den Werth der Kunst als der großen Dolmetscherin und Einigerin der im Wissen geschiedenen und zerplitterten Menschheit klar erkannt hat, — der Kunst, die in einen Vers, einen Vergleich für ein Kind verständlich bannt, was ein schwerer Druckband Formelweisheit dem Eingeweihtesten kaum klar zu machen weiß. Ich persönlich danke der Kunstform, daß sie mich ein größeres Theil Subjektives in das Buch hat hinein verarbeiten lassen. Aber ich frage mich wohl, ob eine gewisse Klasse von Lesern Das und die Kunstform überhaupt verstehen wird. Mancher wird vielleicht gerade Das vermissen, was mit dieser Form nach Kräften bewußt heraus gedrängt wurde: eine nach strenger Forschung schmeckende Feierlichkeit. Andere werden gewisse Schattirungen der Kunstmittel, die sehr regellos, je nach dem Anlaß, vom Pathos bis zum Humor hinüberschweifen, unbehaglich finden. Ich habe mich mit Rücksicht darauf selbst bemüht, den Anfang möglichst stark in ein Licht zu tauchen, das keinen Zweifel über den Ernst des Ganzen zulassen soll. Später habe ich aber erzählt, wie es der Stoff eben mit sich brachte, mit naivem Gebrauch aller Kunstmittel, die meinem Hauptzweck dienen konnten. Ich denke, es ist für den wirklich echt Urtheilenden keine Zeile in dem ganzen Bande, die nicht auf die philosophischen und ethischen Grundgedanken als den Hauptzweck wiege; in einem zweiten (übrigens formal ganz unabhängigen) Theil, der im nächsten Jahr erscheinen wird, soll zu diesem Kerninhalt noch Einiges hinzugebaut und vertieft werden. Inzwischen muß aber von ihm schon hier Alles abhängen. Das Buch ist eben nicht ins Blaue hinein improvisirt, sondern ganz auf diesen Zweck: es steht mit ihm und fällt mit ihm. Was es popularisirt, popularisirt es für Leser, die schon vorher diesem Zweck philosophischen, ethischen, sozialen Nachdenkens unbefangen dienten und nur im angeführten Sinne noch etwas Material aus nicht gleich zugänglichem Gebiet brauchten.

Wilhelm Bölsche.



Industrieblüthe.

Nernsts Erfindung hat auf die Börse stark gewirkt; aber man hört noch nicht viel von praktischen Erfolgen. Sie werden ja nicht ausbleiben; nur kommen vorläufig die Versuche nicht recht vorwärts. Das soll mit der Vorwärmung zusammenhängen. Der Cylinder, der durch Strom zum Glühen gebracht werden muß, wird erst bei höherer Temperatur leitend, muß also auf diese Temperatur gebracht werden, — und Das ist bisher nicht gelungen, trotz allen Inductionsfunken und Widerstandserhitzungen. Der Erfinder bewirkte in seinem göttinger Studirzimmer die Vorwärmung durch eine Gasflamme. Das ist bei kleinen Einrichtungen möglich; im Großen kann man aber natürlich nicht bei jedem elektrischen Glühlicht noch eine Gasflamme anwenden. Diese an sich gar nicht auffallende Verlangsamung schwerer wissenschaftlicher Prozesse muß beachtet werden, weil gerade wegen des Patentes Kernst eine Haufe in A.-E.-W.-Aktien entstanden war. Die Depeschen sehen in solchen Fällen immer wie bedeutungsvolle Neuigkeiten aus; aber die Augen unserer Spekulation hatten die Vorkäufe schon gemerkt.

Die wichtige Verbesserung Auer's, der jetzt, wie in sein Gasglühlicht, auch in die elektrische Beleuchtung einen Strumpf einführen wird, vertheuert sich, wie der Erfinder selbst sagt, durch die Nothwendigkeit, Osmium zu benutzen. Dieses Metall ist ungemein selten und deshalb auch theuer; es soll im Großen mit 2,75 Mark per Gramm, also 2700 Mark per Kilogramm, bezahlt werden. Das Osmium ermöglicht große Lichtemissionen, kommt aber nur zusammen mit dem Platin und dem Iridium vor. Die Trennungen sind einstweilen sehr umständlich und kostspielig; vielleicht aber können sie später einmal auf bequemere Wege bewirkt werden. Auf neue Osmiumfunde darf man einstweilen nicht rechnen.

Die bitterfelder Elektrochemischen Werke sind bekanntlich mit der Fabrik „Elektron“ vereinigt worden. Es heißt, die den Betrieb übernehmende Fabrik werde für neue Einrichtungen in Bitterfeld etwa eine Million aufwenden müssen. Da es sich aber um ein früheres Zweiggeschäft der reichen Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft handelt, wird dem „Elektron“ die Beschaffung des Geldes für Umbauten wohl keine Sorgen machen. Der bisherige bitterfelder Direktor, der älteste Sohn des Generaldirektors Rathenau, wird, nachdem er die Fision durchgeführt hat, wie es heißt, nach Amerika reisen, um dort eine große Fabrik für Chloralkali zu gründen. Interessant ist, daß die Herstellung von Calcium-Karbid in Bitterfeld ganz aufgegeben werden soll; entweder paßt sie nicht in die sonstige Thätigkeit des „Elektron“ hinein oder die A.-E.-W. will sich diesen Zweig der Fabrikation selbst vorbehalten.

Calcium-Karbid erinnert uns an Acetylen. Dieses wunderbare, aber nicht ungefährliche Leuchtgas verbreitet sich jetzt auch in den kleinen Ortichaften an der Bergstraße; der ihm früher anhaftende Geruch soll nicht mehr so stark empfunden werden. Die letzte Versammlung von Acetylenmännern hat, wie man hört, keine besonderen Errungenschaften gebracht. Jedenfalls müssen sich die großen Elektrizitätsunternehmer genau ausgerechnet haben, daß sie an den zu liefernden Maschinen beträchtlich mehr verdienen, als sie durch eine etwa mögliche Konkurrenz am Licht selbst verlieren könnten. Ohne die alten Gesellschaften, die ja um Geld nie verlegen sind, würde es um die Acetylengründungen schlimm aussehen. Verräthlich ist das Schicksal eines solchen Aktiengeschäftes in Budapest, das vor anderthalb Jahren 1 Million

Gulden zu 110 herausgebracht hatte. Im ersten Jahr wurde der Betriebsverlust mit 122 000 Gulden angegeben; in Wirklichkeit soll er noch weit größer gewesen sein; angeblich waren die Patente mit 550 000 Gulden zu hoch bezahlt. Auch hat die ungarische Regierung das fremde Calcium-Karbid mit einem sehr hohen Zoll belastet, so daß künftig die einheimischen Wasserkräfte ausgebeutet werden müssen. Das ist dem ungarischen Staat nicht zu verdenken, weil er dadurch ja seiner eigenen Industrie nützt. Und die Minister, die sonst das Aktienwesen sehr eifrig fördern, sehen ein, daß reichliche Beschäftigung für die Industrie und das soziale Leben wichtiger ist als rasche Millionengewinne, die Einzelnen zufallen.

Von zwei großen bayerischen Maschinenfabriken wird jetzt eine Fusion geplant: von Cramer-Klett in Nürnberg und der Augsburger Maschinenfabrik. Die nürnbergische Firma hat etwa 7000 Arbeiter, die augsbürgerische etwa 2600. Cramer-Klett, der — wegen der Wasserstraße — jetzt auch in Guxtauburg ausgebreitete Etablissement besitzt, fabrikt außer Eisenbahnwagen, für die neue Werkstätten errichtet worden sind, noch Dampfmaschinen, Kessel, Krähne, Motoren u. s. w. Brücken und Eisenkonstruktionen wurden bis jetzt mehr nach den Donaustaaten geliefert; Rußland und der Orient sollen künftig noch mehr in Angriff genommen werden. Ungünstig ist die örtliche Lage des nürnbergischen Werkes — dessen Verlegung nach Gixibizzenhof vorbereitet ist —, denn es liegt hart an der österreichischen Zollschranke und von den Kohlen- und Eisenbezirken weit entfernt. Die Augsbürgerische Maschinenfabrik ist zwar nicht eben so groß, aber sie hat technisch einen vorzüglichen Ruf und ist auch in werthvolle Patente eingetreten. Eine Fusion würde also wohl in erster Linie die Konkurrenz in den selben Fächern beseitigen, wo über sinkende Preisbildungen schon lange geklagt wird. Sollte diese Verschmelzung auch anderen großen Dampfmaschinenfabriken vorbildlich werden, dann könnte die Bilanz manches Unternehmens künftig besser aussehen. Die Augsbürgerische Maschinenfabrik war es auch, die jüngst zusammen mit Krupp die Aktiengesellschaft für Dieselmotoren bildete. Doch beweisen die 3½ Millionen Aktienkapital durchaus noch nicht, daß diese viel besprochene Maschine aus den Versuchen schon ganz heraus ist. Das würde erst bewiesen sein, wenn die Aktien auf den Markt kämen.

Ueber die starke Beschäftigung unserer Industrie ist nur oft Besagtes zu wiederholen; noch ist kein Ende abzusehen. Ich las neulich ein paar Antworten des Grusonwerkes, das sonst seine kleinen Maschinen, wie z. B. Mühlen, auf Lager zu haben pflegt; jetzt aber ist die Lieferung vor zwei bis drei Monaten nicht möglich und die Preise werden ohne jede Rücksicht auf den Wettbewerb bestimmt. Nur in der Elektrotechnik scheint eine gewisse Sättigung augenblicklich erreicht zu sein. Einen Niedergang fürchtet man vorläufig nur in der Fahrradindustrie; da haben fast alle Geschäfte große Bestände; und Fahrräder werden nicht, wie etwa Cognac, durch Lagern besser, sondern müssen später beträchtlich billiger losgeschlagen werden. Noch bedenklicher wird man, wenn man die riesigen Bestände sieht, die in den Spezialfabriken für Einzeltheile von Fahrrädern angehäuft sind.

Die Kurse vieler Fabrikaktien sind übertrieben hoch; und solide Agenten, die mit ihrer alten Erfahrung als Warner auftreten, werden trotzdem in Fachkreisen übel aufgenommen. Ich kenne eine Aktie, die mit 170 aufgelegt, bald darauf in süßlichen Blättern auf Grund der lehrjährigen Durchschnittserträge als nur mit 125¼ marktgängig berechnet wurde und die das Publikum heute noch mit

300 bezahlt. Geben dann die Kämmerischen Werke — von ihnen ist hier die Rede — nicht dauernd 20 Prozent oder mehr, so betrachtet das Publikum auch die guten Industrien mit Mißtrauen, deren Papiere gar nicht erst so hoch getrieben waren. Der von diesen Werken jetzt verlangte neue Betrag — 300 000 Mark — ist entweder zu klein oder zu groß; zunächst müßte doch einmal festgestellt werden, ob die sehr umfangreichen Erneuerungen in den Werken zu Schiebern aus den Betriebsergebnissen oder aus dem neuen Gelde bestritten werden. Sind ferner die Summen auch groß genug, um das Unternehmen auf die Höhe moderner Fabrikeinrichtungen zu heben? Das hat nichts mit der Thatsache zu schaffen, daß es auch hier auf lange hinaus nicht an Arbeit fehlen wird. Im Gegentheil! „Es ist für uns heute eben so schwer,“ sagte mir kürzlich ein Fabrikant, „nicht mehr Aufträge anzunehmen, als wir bewältigen können, wie es früher war, überhaupt Aufträge zu erlangen.“ Auch diese Versuchung hat ihre Gefahren.

Da ist es denn nicht wunderbar, daß, wie mir berichtet wird, auf der heidelberger Versammlung der deutschen Eisengießereien ein heller Optimismus herrschte. Die Leiden hatten ja auch lange genug gedauert. Vertraulich wurde dort konstatiert, daß niemals eine Konvention zu Stande kommen könnte, wenn man etwa die Bestimmungen des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb anrufen wollte, sobald ein Mitglied die Uebereinkunft verletzete; schließlich wären dann die Werke, die ihre Konventionen auch halten, die Geprüften. Noch ist die unter solchen Umständen zu erwartende Ueberproduktion nicht eingetreten, aber sie kommt. Mit nicht geringem Staunen besichtigten die Eisengießer die neue Fabrik von Bopp & Neuther in Mannheim. Sie sollen da die Technik in ihrer höchsten Vollendung gesehen haben. Aber, so küsterten sich die alten Fachmänner zu, wie wird es einst mit den Abschreibungen stehen? So ungeheure Anlagen, wie die Schöpfungen jener Firma für Armaturen, wären ohne zahlreiche und große Wasserleitungen in und außerhalb Deutschlands unmöglich. In Folge Dessen haben auch unsere Röhrengießereien auf absehbare Zeit Arbeit in Fülle. Für manche Geschäftszweige besteht thatsächlich ja eine Röhrennoth, so daß der Konsum in Bezug auf Preise ganz in die Hände der Lieferanten gegeben ist. Und dabei soll auf Jahre hinaus eine Verminderung der Aufträge ganz ausgeschlossen scheinen. Die ausländische Nachfrage wird von dem anglo-amerikanischen Wettbewerb absorbiert; in Deutschland selbst ist die Fabrikation in gewissen Sorten von Röhren durch die städtischen Entwässerungsverwaltungen vorgeschrieben. Damit wird den Forderungen der Engländer genügt, die längst die leichten, früher von auswärts bezogenen Sorten verpönten. Das Beste ist eben gut genug: so sprechen diese Gesundheitstechniker und willig folgt ihrem Spruch die Röhrenindustrie. Nur in den Waaren, die in Summen von Millionen gehen, hat sich unsere Röhrenindustrie noch vom Auslande nicht zu emanzipiren vermocht. Hier sind vor Allem die gesundheitstechnischen Fayencen aus England zu erwähnen. Waschische, Wannen, Wandbecken und die berühmten englischen „W. C.“-Artikel werden in England nur bestellt, wenn man schöne, ansehnliche Gegenstände wünscht. Jenseits des Kanals hat man eben eine Bevölkerung, die seit mehr als hundert Jahren das in solcher Güte nirgends sonst vorkommende Rohmaterial zu bearbeiten versteht. Ob England in den sogenannten Staffordshire potteries jemals sein Monopol verlieren wird, ist heute noch mindestens zweifelhaft. Pluto.

Palästina-Postkarten.

Zwei Firmen, Hugo Stangens Internationales Reisebureau und Julius Beckers Internationale Ansichtskarten-Gesellschaft, verkünden seit acht Tagen in Rieseninseraten, daß sie „unter Garantie an jede gewünschte Adresse“ aus Palästina Postkarten versenden, die während der Anwesenheit des Deutschen Kaisers im Heiligen Land abgestempelt sein werden. Stangen nennt sich den „Unternehmer der offiziellen Festfahrt nach Jerusalem“, Becker warnt vor „minderwerthiger Konkurrenz“. Stangen liefert für zwei Mark sechs, Becker nur fünf Karten. Stangen verspricht eine „Ansicht der Erlöserkirche“, Becker eine „Ansichtskarte von Jerusalem“. Stangen nennt vorläufig die Namen seiner Zeichner nicht, Becker erklärt triumphirend: „Die Ansichtskarte von Jerusalem wird vom Professor Emil Doepler dem Jüngeren entworfen, ist unser ausschließliches Eigenthum, gesetzlich geschützt und zeigt in erhabener Auffassung die Wiederaufrichtung des Kreuzes, ferner die Erlöserkirche. Versendung von Jerusalem am Einweihungstage. Ferner je eine Karte aus Kairo, Athen, Konstantinopel, Venedig.“ Hoffentlich sehen wir auch den wackeren Sultan „in erhabener Auffassung“ nach doeplerischem Muster. Alles für zwei Mark. Vielleicht setzt die Firma Stangen sich nun mit einem der anderen großen Künstler in Verbindung, die der Ehre gewürdigt sind, den Kaiser nach Jerusalem begleiten zu dürfen, mit Herrn Knafus, dem Michelmaler, oder Herrn Genz, dessen „Kronprinz in Egypten“ noch immer in der Nationalgalerie Aergerniß giebt. Auch wäre es kein übler Gedanke, Frau Wilhelmine Buchholz, die ja den Orient aus eigener Anschauung genau kennt, um passende Sinsprüche für die Postkarten zu bitten; sie würde die Stimmung der Adressaten gewiß wundervoll treffen. Einstweilen muß man sich mit dem lieblichen Anblick des Profittampjes begnügen, dessen Weihestätte das Heilige Land sein wird. Das hehre Beginnen der konkurrirenden Firmen wird vermuthlich doch nicht ohne Nachfolge bleiben; wir werden sicher auch Ansichtspostkarten von Bethlehem, Bethsemane und Golgatha bekommen, am Ende auch eine von dem jerusalemitischen Tempel, aus dem Jesus einst mit harten Streichen die Pöndler vertrieb. Das Geschäft wird blühen und es wird sich wieder einmal zeigen, wie tief und fest im deutschen Volk die Christenfrömmigkeit wurzelt. Unverständige Leute haben gegen die Ansichtskartenmode gewettert, sich an der läppischen Monotonie der Landschaften geärgert und sich darüber gewundert, daß auf diesen Karten so häufig der Vollmond scheint, obwohl man gewöhnlich seine Korrespondenz nicht bei Mondenschein zu erledigen pflegt. Solchen Märglern fehlt eben jedes Verständniß für die doeplerisch erhabene Wesenheit der Volksseele. Ist es etwa nicht angenehm und wichtig, zu wissen, wo ein Bruder, eine Tante, ein Vetter gebadet, gefrißstückt oder einen Schoppen gestochen hat und wo die holde Base mit den allzu weiblichen Hüften in Bloomers herumgeradelt ist? Lehren die bunten Bildchen uns nicht die Heimath, die theure, kennen? Und bringen die Portraittkarten uns nicht alles aus der Weltgeschichte Wissenswerthe? Man braucht noch gar nicht einmal an die Vortheile zu denken, die der Lugsapapierindustrie, der durch das Schwinden der Neujahrskarten so schwer geschädigten, aus dem neuen Sport erwachsen: die Thatsache, daß der gemüthvolle Deutsche im Konsum von Ansichtskarten alle anderen Völker längst überflügelt hat, genügt, um das Herz jedes wahren Patrioten mit Stolz zu erfüllen. Seit man den Staatssekretär Grafen Posadowsky unmittelbar nach Bismarcks Tode im friedrichsruher Landhause sitzen und zwischen zwei

Sappen Beefsteak eifrig Ansichtskarten schreiben sah, ist auch der Irrwahn zerstört, es handle sich um eine Kleinbürgerliche Sitte, deren Bereich sich nicht bis zu den Höhen der deutschen Menschheit dehne. Nein: die Kartenkultur hat sogar die Minister schon belect und ist noch ungeahnter Entwicklung fähig. Früher dachte man, die Hauptsache sei der auf dem leeren Fleck gekripelte Gruß, das Zeichen, daß der Absender wirklich an dem dargestellten Ort gewilt und, statt in zehn Zeilen seine Geistlosigkeit zu verrathen, sich mit zwei Zeilen und drei Ausrufungszeichen begnügt habe. Jetzt — Stangen und Becker sei dafür Dank gesagt! — weiß man, daß es nur auf den Stempel ankommt: der Gruß und der Absender sind Nebensache und für den richtigen Stempel sorgt die Firma „unter persönlicher Beaufsichtigung eines eigens zu diesem Zweck entsendeten Beamten und unter Intervention von Vertrauensmännern und Amtspersonen.“ Zu einem lohnenden Ziel ist damit der erste Schritt gethan. Sollte es nicht möglich sein, „unter Intervention von Vertrauensmännern und Amtspersonen“ alle bedeutsamen Etappen der neuen deutschen Geschichte auf bunten Karten zu verzeichnen? Die österreichischen Deutschen haben Karten vom egerer Schwurtag und Heilokarten mit den Bildern von Schönerer, Wolf und Türk. Wollen wir uns von der berühmten österreichischen Landwehr überholen lassen? Labori, Picquart, Dreyfus, Zola und andere deutsche Nationalhelden aus dem Gallierlande können wir schon für zehn Pfennige erstehen. Aber wir brauchen wie das liebe Brot die Kartenbilder von Stambulow, dem Carl of Lonsdale und dem Ohm Paul, wir brauchen Ansichten von Werft und Cowes und müssen wissen, wie es in Deynhäusen und Detmold ausseht. Es wird ja nöthig sein, je nach der politischen Stimmung von Zeit zu Zeit die Zeichnungen zu verändern; da aber nicht immer Herr Doepler der Jüngere bemüht werden muß, wird die Sache sich ohne allzu beträchtliche Kosten machen lassen. Eine Weltpolitik großen Stils ist nur möglich, wenn jeder Patriot zu Opfern bereit ist. Und wir wollen doch Weltpolitik großen Stils treiben, ein Bischen plögllich sogar, wie der Berliner sagt, nicht wahr? Wer uns mit der Gefahr einer Versimpelung droht, Den schicken wir zu den Tagalen oder lassen ihn von der chinesischen Kaiserin-Mutter adoptiren, damit er das frühe, friedliche Sterben lernt. Im Ernst: der Novembekreuzzug, in dem der höchst unkluge und verärgerte Bismarck eine politische Gefahr sah und dessen Bedeutung nun doch, ehe er noch begonnen hat, von speichelacklustigen Leuten in dithyrambischen Tönen gepriesen wird, muß und zu stiller Einkehr stimmen, muß die trauernd daheim Bleibenden an die Bedürfnisse mahnen, die zum Wohl der deutschen Volkheit zu befriedigen sind. Unsere bunte Politik schreit — so heißt doch der schöne Zeitungsauddruck? — förmlich nach einer Geschichte in bunten Bildern und das liebe Vaterland kann erst ruhig sein, wenn jedes Schulkind Ansichtskarten aus allen Ländern, Städten, Häfen und Jagdrevieren, in denen seit zehn Jahren aus deutschen Kehlen Hurrah gerufen ward, im Tornister hat. Natürlich müssen die Bilder, auch wo es sich nicht um das Hellige Land, sondern um Liebenberg oder Saarabien handelt, „in erhabener Auffassung“ geschaffen sein. Vielleicht verbünden die jetzt um den Ruhm der besten und billigsten Palästina-Postkarten konkurrirenden Firmen sich zu dem großen nationalen Werk, die Rundreisegeschichte der deutschen Politik auf den Markt zu bringen. Das halbe Duzend Karten kostet zwei Mark; wer sich verpflichtet, die ganze Sammlung zu nehmen, braucht für je sechs Stück nur eine Mark und fünfzig Pfennige zu zahlen.